

Militärgeschichte in der Erweiterung

Konjunkturen, Interpretationen, Konzepte

von

THOMAS KÜHNE und BENJAMIN ZIEMANN

Am Ende des Jahrhunderts der totalen Kriege ist die kriegerische Gewalt den meisten Menschen in Deutschland, aber auch sonst in den westlichen Industriegesellschaften sehr fremd geworden und doch auch wieder sehr nah gekommen. Kriege als bewußt herbeigeführtes oder schicksalhaft hingenommenes Mittel der Politik sind umstrittener denn je, und dasselbe gilt für den Soldaten als Akteur und Symbol der kriegerischen Gewalt. Dessen Legitimationsverlust ist an den Diskussionen um die Wehrpflicht, das „Mörder“-Zitat von Tucholsky oder die Rolle des Deserteurs in der Geschichte, zumal der des Zweiten Weltkriegs, abzulesen.¹ Damit ist ein weitreichender mentaler Wandel gegenüber der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts angesprochen, der in Deutschland nur stärker ausgeprägt war als in anderen Industrienationen. Gleichzeitig aber ist, wie oft gesagt wird, der Krieg nach Europa zurückgekehrt.² Das Ende der Ost-West-Konfrontation läutete keinen globalen Frieden ein, es machte vielmehr den Krieg wieder möglich, auch in Europa, vor der Haustür jener Nationen, die sich im Geiste von ihm verabschiedet hatten. Eine Welt oder auch nur ein Europa ohne Krieg – diese Vision hat sich am Ende des 20. Jahrhunderts als Illusion erwiesen.³

Vor dem Hintergrund dieser Ambivalenz hat sich das frühere Desinteresse der Fachwissenschaft ebenso wie der Öffentlichkeit an der Geschichte jener Gewalt in das Gegenteil verkehrt. Seit Anfang der neunziger Jahre haben Kriege und Soldaten das Interesse der Historiker und ebenso der Historikerinnen in einem Maße auf sich gezogen, wie es vorher kaum denkbar gewesen wäre. Davon zeugt nicht zuletzt die Entwicklung des Arbeitskreises Militärgeschichte, der aus einer Initiative des Leipziger Historikertags von 1994 hervorging, ein Jahr später förmlich ins Leben gerufen wurde und binnen weniger Jahre mehrere hundert Mitglieder zusammengeführt hat. Die ersten

¹ Vgl. nur Michael Hepp/Victor Otto (Hrsg.), „Soldaten sind Mörder“. Dokumentation einer Debatte, Berlin 1996; Dieter Knippschild, Deserteure im Zweiten Weltkrieg: Der Stand der Debatte, in: Ulrich Bröckling/Michael Sikora (Hrsg.), Armeen und ihre Deserteure. Vernachlässigte Kapitel einer Militärgeschichte der Neuzeit, Göttingen 1998, S. 222-252; allgemein Thomas Kühne, Der Soldat, in: Ute Frevert/Heinz-Gerhard Haupt (Hrsg.), Der Mensch des 20. Jahrhunderts, Frankfurt/New York 1999, S. 344-371.- Die Literaturhinweise dieser Einleitung haben lediglich exemplarischen Charakter.

² Vgl. z.B. Herfried Münkler, Gewalt und Ordnung. Das Bild des Krieges im politischen Denken, Frankfurt/M. 1992, S. 10.

³ Vgl. dazu statt vieler Belege den provozierenden Großessay von Cora Stephan, Das Handwerk des Krieges, Reinbek 1998.

zehn, zwischen 1995 und 1999 erschienenen Ausgaben des Newsletters dieses Arbeitskreises enthalten Kurzpräsentationen von über 100 Forschungsvorgaben zu völlig unterschiedlichen historischen Epochen und Themen.⁴ Überwiegend handelt es sich dabei um Dissertationsprojekte, aber auch Habilitations- und Magisterarbeiten, Dokumentations-, Editions-, Bibliographie- und Ausstellungsvorhaben finden sich darunter.

Der vorliegende Band versteht sich als ein Versuch, der militärgeschichtlichen Forschung in dieser Situation neue Impulse zur methodischen und konzeptionellen Standortbestimmung zu geben.⁵ Zugleich wird angestrebt, die Militärgeschichte auf diese Weise noch enger als bisher an die Fragestellungen, Theorien und Debatten in anderen Zweigen der Geschichtswissenschaft heranzuführen. Die folgende Einleitung diskutiert drei Problemkomplexe, die in diesem Zusammenhang zu beachten sind. *Erstens* wird das Verhältnis zwischen den Konjunkturen der empirischen Forschung und dem Mangel an begrifflicher Klärung in der Militärgeschichte umrissen. *Zweitens* werden beispielhaft zwei der „großen Erzählungen“ über das Militär vorgestellt, in denen sich implizite Annahmen über dessen Struktur von weitreichender Bedeutung verbergen. Schließlich steht *drittens* die Frage nach der Vielfalt methodischer Ansätze und den Möglichkeiten ihrer Integration zu Debatte.

I. Empirie und Theorie – Konjunkturen des Interesses an der Militärgeschichte

Noch 1995 konnte Omer Bartov eine vielbeachtete Polemik gegen die bundesdeutsche, im Militärgeschichtlichen Forschungsamt (MGFA) institutionalisierte Forschung mit der folgenden Feststellung eröffnen: Die Militärgeschichte sei „besonders seit Ende des Zweiten Weltkrieges in den Ruf eines etwas zweifelhaften Unternehmens geraten, und wer sich mit ihr befaßt, wird nicht selten als zweitrangiger Gelehrter abgetan, dem es mehr um die Schilderung heroischer Schlachten als um seriöse historische Forschung zu tun ist.“ In diesem „Vorurteil“ trafen Produktions- und Rezeptionsseite der Militärgeschichte zusammen.⁶ Die kriegskritische ‚Stimmungslage‘ nach dem Zweiten Weltkrieg ließ wenig Interesse an diesem Teilgebiet der Historie verspüren. Für Militärgeschichte interessierten sich weder die breite Öffentlichkeit noch die zünftige Gelehrsamkeit. Beide empfanden nicht nur militärische Angelegenheiten, sondern auch die Beschäftigung damit als „unfein“.⁷

⁴ Newsletter AKM, Nr. 1 (1995) – Nr. 10 (1999).

⁵ Vgl. die Tagungsberichte über die Diskussionen auf der Tagung in Bochum: Klaus Latzel, in: Newsletter AKM 8 (1998), S. 49-56; Thomas Kühne/Benjamin Ziemann, in: MGM 57 (1998), 631-639.

⁶ Omer Bartov, Wem gehört die Geschichte? Wehrmacht und Geschichtswissenschaft, in: Hannes Heer/Klaus Naumann (Hrsg.), Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944, Hamburg 1995, S. 601-619, auch zum Folgenden, hier S. 601.

⁷ Manfred Messerschmidt, der langjährige leitende Historiker des MGFA, in einer bei Ulrich Raulff, Bewegliche Zonen. Schriftsteller, Historiker und die Geschichte der Gegenwart, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 26. April 1999, S. 49, zitierten Äußerung.

Militärgeschichte galt als unwissenschaftliches Residuum der Militärs, die aus vergangenen Kriegen lernen wollten, um künftige zu gewinnen, oder eines Publikums, das sich aus unverbesserlichen Militaristen in Gestalt kriegsverherrlichender Jugendlicher oder unbelehrbarer Kriegsveteranen rekrutierte. Daß ein solches Urteil nicht ganz zu Unrecht bestand und besteht, dokumentiert eine Unzahl von üppigen Bildbänden über Waffen, Panzer und Kampfflugzeuge, von glorifizierenden Biographien großer Feldherrn oder von – um militärische Leistungs- und menschliche Leidensfähigkeit kreisenden – Schlachtenbeschreibungen. Und nicht zuletzt setzte sich in jenem Urteil eine Arbeitsteilung fort, die so alt war wie die moderne Geschichtswissenschaft überhaupt. Das Militär – in Preußen-Deutschland der Generalstab – hatte die Kriege geführt und leitete daraus den Anspruch ab, auch über ihre historische Interpretation autonom und ausschließlich zu entscheiden. Als erklärtes Instrument der militärischen Ausbildung und als faktisches Mittel der Legendenbildung wurde solche Kriegsgeschichte nach der „applikatorischen“, nicht der historisch-kritischen Methode der allgemeinen Geschichtswissenschaft betrieben. Beide standen sich diametral gegenüber. Historiker wie Hans Delbrück, die versuchten, Kriegsgeschichte nach den methodischen Prinzipien der im Gefolge Rankes und Droysens etablierten Fachwissenschaft zu schreiben, konnten weder bei ihren Universitätskollegen noch bei den Militärs auf Anerkennung rechnen.⁸

Die Einsicht, daß Kriege und Soldaten ein konstitutiver Faktor moderner Gesellschaften sind, setzte sich nur in Teilen und gegen zähe Widerstände durch. Kriegsursachen und Kriegsausbrüche, Waffenstillstände und Friedensschlüsse gehörten zwar von jeher zu den kanonischen Themen der universitär verfaßten Historie. Aber damit waren die ‚zivilen‘ Vor- und Nachgeschichten der Kriege ins Blickfeld genommen, nicht die Kriege selbst.⁹ Und natürlich stand die Militarismus-Problematik im Zentrum jener Geschichtsschreibung, die sich mit dem deutschen „Sonderweg“ im 19. und 20. Jahrhundert und der langfristigen Vorgeschichte des Nationalsozialismus befaßte. Aber gerade die Sonderwegsthese war ein charakteristisches Produkt jener modernisierungstheoretischen Axiome, die die politische Sozialgeschichte der sechziger und siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts beherrschte und in denen der Krieg und das Militär als traditionale Überhänge marginalisiert, jedenfalls kaum eigener Untersuchungen für wert befunden wurden.¹⁰ Militärgeschichte und „Allgemeine Geschichte“ waren zwei Dinge, die im Grunde nichts miteinander zu tun zu haben schienen. Letztere verwalteten die Universitätshistoriker, erstere war als Sache von Spezialisten institutionell eingeehgt. In Westdeutschland konzentrierte sie sich im wesentlichen auf zwei Bundeswehreinrichtungen, das MGFA sowie das Sozialwissenschaftli-

⁸ Dazu die Beiträge von Wilhelm Deist, Wolfram Wette und Bernd Wegner in diesem Band, zum Wilhelm Deist, Hans Delbrück. Militärhistoriker und Publizist, in: MGM 57 (1998), S. 371-384.

⁹ Vgl. den Beitrag von Jost Dülffer in diesem Band.

¹⁰ Dazu weiter unten in dieser Einleitung.

che Institut (früher in München, jetzt Strausberg).¹¹ In der DDR¹² und im Ausland, etwa in den USA¹³, waren die Verhältnisse graduell, nicht prinzipiell anders.¹⁴ Gegenläufige Tendenzen machten sich – auf beiden Seiten – seit den fünfziger Jahren immer wieder bemerkbar, aber sie reichten bis in die 1980er Jahre hinein nicht aus, um jene Arbeitsteilung zu überwinden. Das 1957 gegründete MGFA stand zumindest de jure unter dem Schutz der grundgesetzlich garantierten Freiheit der Forschung und bemühte sich darum, Anschluß an die allgemeine Geschichtswissenschaft zu finden und als deren Subdisziplin anerkannt zu werden, indem es sich auf die historisch-kritische Methode berief und mit der Generalstabshistorie brach.

Dieses Bemühen drückte sich unter anderem in der neuen Selbstbezeichnung der Subdisziplin – dem Terminus „Militärgeschichte“ – aus. Vor 1945 war er im deutschen Sprachgebrauch überhaupt nicht üblich. Stattdessen sprach man traditionell von Kriegsgeschichte als einer „handlungsorientierten Erfahrungslehre“ in dem erwähnten Sinne.¹⁵ Sie vermittelte Kenntnisse vergangener Kriegstheorie, -ereignisse und -praktiken. In dieser Form war sie primär Bestandteil der militärischen Ausbildung und nur am Rande auch

¹¹ Dazu den Beitrag von Wolfram Wette in diesem Band.

¹² Dazu die Beiträge von Wolfram Wette und Jürgen Angelow in diesem Band.

¹³ Vgl. neben Peter Paret, *The History of War and the New Military History*, in: ders., *Understanding War. Essays on Clausewitz and the History of Military Power*, Princeton 1992, S. 209-226, und John Whiteclay Chambers II, *The New Military History: Myth and Reality*, in: *The Journal of Military History* 55 (1991), S. 395-406, den Beitrag von D. E. Showalter in diesem Band.

¹⁴ Immerhin stammen die großen, universalhistorischen Klassiker zur Geschichte von Krieg und Frieden bis in die Gegenwart hinein fast ausnahmslos aus der Feder angelsächsischer, auch französischer, jedenfalls kaum deutscher Autoren, auch wenn sie größtenteils in deutschen Übersetzungen vorliegen. Vgl. z.B. Raymond Aron, *Frieden und Krieg. Eine Theorie der Staatenwelt*, Frankfurt/M. 1986; Gordon A. Craig/Alexander L. George, *Zwischen Krieg und Frieden. Konfliktlösung in Geschichte und Gegenwart*, München 1984; William McNeill, *Krieg und Macht. Militär, Wirtschaft und Gesellschaft vom Altertum bis heute*, München 1984; John Keegan, *Die Kultur des Krieges*, Berlin 1993. Überblicksdarstellungen zur deutschen Militärgeschichte wie noch die solide von Karl-Volker Neugebauer (Hrsg.), *Grundzüge der deutschen Militärgeschichte*, Bd. 1: Historischer Überblick, Bd. 2: Arbeits- und Quellenbuch, Freiburg 1993, sind ausschließlich im MGFA entstanden, diese empfiehlt sich als „Lehrbuch“ für den „militärgeschichtlichen Unterricht“, Bd. I, S. 10. In den vielbändigen, sachsystematisch aufgeteilten Kompendien der neuzeitlichen Geschichte wie der „Neuen Historischen Bibliothek“ oder der „Enzyklopädie Deutscher Geschichte“ sind alle Teildisziplinen der modernen historischen Forschung vertreten, nicht aber die Geschichte von Militär und Krieg. Dies gilt auch für die jüngste repräsentative Zusammenschau von Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.), *Geschichte. Ein Grundkurs*, Reinbek 1998, die keinen Beitrag zur Militärgeschichte enthält. Vgl. aber Gerd Krumeich, *Militärgeschichte für eine zivile Gesellschaft*, in: Christoph Cornelißen (Hrsg.), *Geschichtswissenschaften. Eine Einführung*, Frankfurt/M. 2000, S. 178-193.

¹⁵ Rainer Wohlfeil, *Militärgeschichte. Zu Geschichte und Problemen einer Disziplin der Geschichtswissenschaft (1952-1967)*, in: *MGM* 52 (1993), S. 323-344, auch zum Folgenden, Zitat S. 329. In diesem Aufsatz sind auch die älteren Beiträge zur Konzeption der Militärgeschichte nachgewiesen. Ausführlich zur Begriffsgeschichte und Forschungsentwicklung: Reinhard Brühl, *Militärgeschichte und Kriegspolitik. Zur Militärgeschichtsschreibung des preußisch-deutschen Generalstabes 1816-1945*, Berlin 1973.

geschichtswissenschaftliche Disziplin. In den fünfziger Jahren war dieser Terminus neben dem der „Wehrgeschichte“ noch ganz geläufig, der im Nationalsozialismus geprägt worden war, um eine ganz im Dienst der kulturellen Militarisation der Gesellschaft stehende Geschichtswissenschaft zu begründen: Anders als die um Ereignisse und Zustände kreisende „Kriegsgeschichte“ richtete sich die „Wehrgeschichte“ als Bestandteil der NS-Ideologie („Wehrgedanke“) nicht in erster Linie an angehende Offiziere, sondern an die „Volksgemeinschaft“ im ganzen. Erst Mitte der fünfziger Jahre kam der Begriff „Militärgeschichte“ auf, der nun dem vorherrschenden politik- und institutionengeschichtlichen Ansatz der Universitätshistorie entsprechend die „Geschichte der bewaffneten Macht als eines institutionalisierten Faktors des gesellschaftlichen Lebens im Rahmen eines Staatsganzen“ erforschen sollte.¹⁶ Nach einer berühmten Definition von Rainer Wohlfeil fragt die Militärgeschichte „nach der bewaffneten Macht als Instrument und Mittel der Politik und befaßt sich mit dem Problem ihrer Führung in Krieg und Frieden. Im Krieg sieht sie jedoch nicht nur eine rein militärische Angelegenheit, sondern stellt ihn hinein in die allgemeine Geschichte [...]. Die Militärgeschichte untersucht weiterhin das Militär nicht nur als Institution, sondern als Faktor des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und gesamten öffentlichen Lebens. Nicht zuletzt aber beschäftigt sie sich mit der bewaffneten Macht als politischer Kraft. Im Mittelpunkt der Militärgeschichte aber steht – analog zum Ziel der allgemeinen historischen Wissenschaft, den Menschen und seinen Wirkungskreis zu erfassen – der Soldat in allen seinen Lebensbereichen.“¹⁷

Zumal seit Ende der sechziger Jahre publizierte das MGFA eine Reihe von Untersuchungen, die dem Anspruch auf Anschluß an die Universitätshistorie gerecht wurden und nationale wie internationale Reputation verbuchten. Verwiesen sei hier nur auf das bahnbrechende Werk von Manfred Messerschmidt über die „Wehrmacht im NS-Staat“,¹⁸ und darauf, daß das MGFA relativ früh den Blick auf die Frau in der Militärgeschichte richtete, wenn auch nur in eher dokumentarischer als in methodisch weiterführender Absicht.¹⁹ Am Gegenstand des nationalsozialistischen Krieges und seiner Vorgeschichte entwickelten einige MGFA-Historiker während der siebziger Jahre auch jene kritische Militärgeschichte, die maßgeblich zur Begründung einer Historischen Friedensforschung in Deutschland beitrug. Sie bildete das Gegenstück zur alten „Kriegsgeschichte“, indem sie Kriege nicht mehr untersuchte, um künftige besser zu führen, sondern um keine mehr zu führen.²⁰

¹⁶ Ebd., S. 330.

¹⁷ Rainer Wohlfeil, Wehr-, Kriegs- oder Militärgeschichte?, in: MGM 1 (1967), S. 21–29, S. 28 f.; vgl. Zielsetzung und Methode der Militärgeschichtsschreibung, in: MGFA (Hrsg.), Militärgeschichte. Probleme – Thesen – Wege, Stuttgart 1982, S. 48–59, S. 54.

¹⁸ Manfred Messerschmidt, Die Wehrmacht im NS-Staat. Zeit der Indoktrination, Hamburg 1969.

¹⁹ Ursula von Gersdorff, Frauen im Kriegsdienst. 1914–1945, Stuttgart 1969.

²⁰ Wolfram Wette, Friedensforschung, Militärgeschichtsforschung, Geschichtswissenschaft. Aspekte einer Kooperation, in: Manfred Funke (Hrsg.), Friedensforschung – Entscheidungshilfe gegen Gewalt, Bonn 1975, S. 133–166.

Auch seitens der universitären Geschichtswissenschaft war seit den 1970er Jahren verhaltene Bewegung spürbar. Thematisch konzentrierte sie sich auf den Ersten Weltkrieg, konzeptionell war sie den Paradigmen der Sozialgeschichte verpflichtet. Im Vordergrund des Interesses standen die gesellschaftlichen und ökonomischen Verwerfungen, die der Krieg ausgelöst hatte, das Verhältnis von Kriegswirtschaft und Kriegsgesellschaft. Gerald Feldmans „Armee, Industrie und Arbeiterschaft in Deutschland 1914 bis 1918“ und Jürgen Kockas „Klassengesellschaft im Krieg“ mögen als herausragende Beispiele genannt werden.²¹ Feldman wie Kocka schrieben jedoch Kriegsgeschichte mit den gleichsam zivilgesellschaftlichen Kategorien der Wirtschaftstheorie und Klassenanalyse. Die Besonderheit der Kriegssituation drohte so aus dem Blickfeld zu geraten. Das Militär selbst, die Kriegsfrente, die Schützengräben, die Mannschaftssoldaten tauchten in diesen Untersuchungen kaum auch nur am Rande auf.

Früher als die deutsche interessierte sich die angelsächsische Forschung nicht nur für die „Heimatfront“ des Ersten Weltkrieges, sondern nahm die Schützengräben, also die militärische Gesellschaft ins Blickfeld, verband dabei literatur- und geschichtswissenschaftliche Perspektiven, rezipierte kulturanthropologische und psychohistorische Ansätze und wandte sich dem zu, was dann in den achtziger Jahren auch in Deutschland als „Kriegsalltag“ untersucht wurde.²² Die „Alltagsgeschichte“ etablierte sich in Deutschland Ende der siebziger Jahre nach ausländischen, insbesondere angloamerikanischen Vorbildern. Sie begriff sich als Gegenstück zur Ideologie-, Institutionen- und insbesondere Sozialgeschichte. Dieser warf sie vor, Geschichten ohne Menschen zu schreiben oder diese bestenfalls in Gestalt von herausragenden Persönlichkeiten – den Großen Männern – oder in Form von Zahlen zu behandeln.²³

²¹ Gerald D. Feldman, *Armee, Industrie und Arbeiterschaft in Deutschland 1914 bis 1918*, Berlin/Bonn 1985 (zuerst amerikanisch 1966); Jürgen Kocka, *Klassengesellschaft im Krieg*, Deutsche Sozialgeschichte 1914-1918, 2. Aufl., Göttingen 1978 (zuerst 1973). Feldman und Kocka konnten dabei an die umfangreichen, in Dutzenden von Monographien vorliegenden Vorarbeiten anknüpfen, die während der zwanziger Jahre im Rahmen eines von der Carnegie-Stiftung initiierten Projekts zu den sozialen und wirtschaftlichen Folgen des Weltkrieges geleistet worden waren. Dieses Projekt war sogar bereits seit 1911 geplant worden und wurde 1914 dann an die neuen Realitäten angepaßt. In den mit Sozialpolitik, Ernährungswirtschaft, Kriminalität, Theologie und vielem anderem mehr befaßten systematischen Disziplinen hat die Erforschung der totalen Kriege des vergangenen Jahrhunderts also bereits vor dem Beginn des Ersten begonnen; vgl. Gunther Mai, *Kriegswirtschaft und Arbeiterbewegung in Württemberg 1914-1918*, Stuttgart 1983, S. 13-25.

²² Eric J. Leed, *No Man's Land. Combat and Identity in World War I*, Cambridge 1979; Tony Ashworth, *Trench Warfare 1914-1918. The Live and Let Live System*, London 1980; Paul Fussell, *The Great War and Modern Memory*, 2. Aufl. London/Oxford/New York 1977. Vgl. Gerd Krumeich, *Kriegsgeschichte im Wandel*, in: Gerhard Hirschfeld/ Gerd Krumeich/Irina Renz (Hrsg.), *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs*, Essen 1993, S. 11-24.

²³ Vgl. als Bilanz Alf Lüdtke (Hrsg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt/New York 1989, sowie Winfried Schulze (Hrsg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion*, Göttingen 1994.

Der demokratische Impetus und der individualisierende Blick, mit dem die Alltagsgeschichte sich des „kleinen Mannes“ (mitunter auch der „kleinen Frau“) annahm, war oft von romantisierenden Identifikationen getragen. Der Aufschwung und Aufbruch der Militärgeschichte in den 1990er Jahren ist dennoch ohne ihre Anstöße – die in Verbindung mit dem „linguistic turn“ sowie wissenssoziologischen und ethnologischen Rezeptionsangeboten zu den erfahrungs- und kulturgeschichtlichen Erneuerungen der Geschichtswissenschaft im allgemeinen führten,²⁴ – nicht denkbar. Die militärhistorische Bedeutung der Alltagsgeschichte besteht nicht nur darin, daß sie das Interesse der Forschung überhaupt auf die Perspektive des Krieges „von unten“ lenkte,²⁵ sondern auch darin, daß sie die doppelte Quellenbasis für eine solche Perspektive bereitstellte. Mit den Feldpostbriefen, die gerade auch „einfache“ Soldaten mitunter täglich nach Hause schrieben (und von zu Hause empfangen), wurde eine – erinnerungspolitisch nicht unbelastete,²⁶ aber lange Zeit in Vergessenheit geratene – einzigartige, subjektive und zeitnahe Quellengattung für Stimmungslagen, Denken und Handeln bürgerlicher ebenso wie unterbürgerlicher Schichten als Massendokument (wieder-) entdeckt.²⁷ Gleichzeitig nahm die Kriegserfahrung als besonders scharfe, im Gedächtnis mehr als anderes bewahrte biographische Zäsur in den Erinnerungsinterviews, die im Zuge der Oral History entstanden, eine besondere Rolle ein.²⁸ Den beiden bedeutendsten, von Martin Broszat und Lutz Niethammer geprägten Projekten, die den alltagsgeschichtlichen Ansatz regional begrenzt umsetzten, kommt auch das Verdienst zu, die Aufmerksamkeit der Forschung auf die Frage nach der Zäsurbedeutung des Krieges für die Sozialgeschichte gelenkt zu haben.²⁹ Auch

²⁴ Ute Daniel, *Clio unter Kulturschock*. Zu den aktuellen Debatten der Geschichtswissenschaft, in: *GWU* 48 (1997), S. 195-218, 259-278. Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hrsg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft*. Beiträge zur Theorie-Debatte, München 1997. Vgl. ausführlich den Beitrag von Anne Lipp in diesem Band.

²⁵ Erste Forschungsbilanz für Deutschland: Wolfram Wette, *Militärgeschichte von unten*. Die Perspektive des „kleinen Mannes“, in: Wolfram Wette (Hrsg.), *Der Krieg des kleinen Mannes*. Eine Militärgeschichte von unten, München 1992, S. 9-47.

²⁶ Bernd Ulrich, „Militärgeschichte von unten“. Anmerkungen zu ihrem Ursprüngen, Quellen und Perspektiven im 20. Jahrhundert, in: *GG* 22 (1996), S. 473-503.

²⁷ Peter Knoch, *Feldpost – eine unentdeckte Quellengattung*, in: *Geschichtsdidaktik* 11 (1986), S. 154-171; ders. (Hrsg.), *Kriegsalltag*. Die Rekonstruktion des Kriegsalltags als Aufgabe der historischen Forschung und der Friedenserziehung, Stuttgart 1989. Vgl. jetzt Detlef Vogel/Wolfram Wette (Hrsg.), *Andere Helme – andere Menschen? Heimaterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg*. Ein internationaler Vergleich, Essen 1995.

²⁸ Albrecht Lehmann, *Erzählstruktur und Lebenslauf*. Autobiographische Untersuchungen, Frankfurt/New York 1983; Hans Joachim Schröder, *Die Vergegenwärtigung des Zweiten Weltkriegs in biographischen Interviewerzählungen*, in: *MGM* 49 (1991), Heft 1, S. 9-37; ders., *Kasernenzeit*. Arbeiter erzählen von der Militärausbildung im Dritten Reich, Frankfurt/New York 1985; ders., *Die gestohlenen Jahre*. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten, Tübingen 1992; vgl. zum gedächtnispsychologischen Kontext Jay Winter/Emmanuel Sivan, *Setting the framework*, in: dies. (Hrsg.), *War and Remembrance in the Twentieth Century*, Cambridge 1998, S. 6-39, S. 11 ff.

²⁹ Vgl. insbesondere Lutz Niethammer, *Fragen – Antworten – Fragen*. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hrsg.), *Wir kriegen jetzt andere Zeiten*. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen

wenn bei diesen Projekten die Zivilgesellschaft im Vordergrund stand, trugen sie doch dazu bei, das Trennungdenken – hier der Krieg als Gegenstand der Militärgeschichte, dort die „Gesellschaft“ als Gegenstand der allgemeinen Geschichte – zu überwinden.³⁰

Ebenso wie ein großer Teil der Alltagsgeschichte im allgemeinen wurde allerdings auch die „Militärgeschichte von unten“ im besonderen zunächst überwiegend geschlechterindifferent betrieben. Ein weiterer Anstoß zur Erneuerung und Erweiterung der alten Militärgeschichte von oben ging von der Geschlechtergeschichte aus, die sich als Frauengeschichte konstituierte.³¹ Ihr ging es zunächst nicht um die Männer, also die Soldaten, sondern um die von diesen – und ‚ihren‘ Kriegen – unterdrückten Frauen. Sie bezog ihren Impetus daraus, Frauen als das „unsichtbare“ Geschlecht sichtbar zu machen. Sie wollte und konnte zeigen, daß Frauenerfahrungen und Frauengeschichten nicht in dem aufgehen, was die moderne, exklusiv männliche Human-, Geistes- und Sozialwissenschaft seit ihrer Begründung um 1800 über „den“ Menschen herausgefunden zu haben glaubte, indem sie Menschen allzu oft, allzu schnell und allzu unreflektiert mit Männern gleichzusetzen pflegte. Die kriegsbedingte Trennung zwischen Männer- und Frauenwelten drängte die Frage nach der historischen Wirkungsmacht der Geschlechterdifferenz geradezu auf. Die Frage nach den kurz- und längerfristigen Wirkungen der Kriege auf die Geschlechterordnung wurde zunächst im Hinblick auf die quantitativen Ausmaße und qualitativen Formen der Erwerbstätigkeit der Frauen in den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts untersucht und dabei ältere Legenden von kriegsbedingten Emanzipationsschüben in Frage gestellt.³² Dem partiellen Selbständigkeitsgewinn standen immer auch Mangel- und Abhängigkeitserfahrungen im Krieg, vor allem aber restaurative geschlechterpolitische Tendenzen danach gegenüber. Je mehr sich die Geschlechtergeschichte auch für Männer und Männlichkeiten interessierte,³³ desto deutlicher wurde freilich, daß gerade in den Kriegen des

Ländern (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Bd.3), Berlin/Bonn 1985, S. 392-445, sowie die Einleitung in: Martin Broszat/Klaus-Dietmar Henke/Hans Woller (Hrsg.), Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, 3. Aufl. München 1990, S. XXV-XLIX.

³⁰ Das gilt auch für einen der frühesten Beiträge des alltagsgeschichtlichen Ansatzes, Volker Ullrich, Die Hamburger Arbeiterbewegung vom Vorabend des Ersten Weltkrieges bis zur Revolution 1918/19, Phil. Diss. Hamburg 1976 bzw. ders., Kriegsaltag. Hamburg im 1. Weltkrieg, Köln 1982.

³¹ Bilanzen: Karin Hausen/Heide Wunder (Hrsg.), Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Frankfurt/M. New York 1992; Hanna Schissler (Hrsg.), Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel, Frankfurt/New York 1993.

³² Wegweisend für Deutschland Ute Daniel, Arbeiterfrauen in der Kriegsgesellschaft. Beruf, Familie und Politik im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1989. Grundlegender Sammelband: Margaret Randolph Higonnet u.a. (Hrsg.), Behind the Lines. Gender and the Two World Wars, New Haven/London 1987; vgl. jetzt insbesondere Karen Hagemann/Ralf Pröve (Hrsg.), Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel, Frankfurt/New York 1998.

³³ Thomas Kühne (Hrsg.), Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne, Frankfurt/New York 1996.

20. Jahrhunderts, die zunächst im Vordergrund des Forschungsinteresses standen, männliche Macht nicht nur befestigt, sondern immer auch bedroht war.³⁴

In Deutschland rezipierte die im MGFA institutionalisierte Militärsgeschichte alten Stils also zunächst die methodischen Standards der allgemeinen Geschichtswissenschaft, und in den siebziger Jahren fand sie auch Anschluß an deren Erweiterungstendenzen im Zeichen sozialwissenschaftlicher Theorieorientierung. Seit etwa 1980 sah sich diese Militärsgeschichte mit zwei weiteren Herausforderungen konfrontiert, die beide zunächst außerhalb der Universitäten formuliert worden waren: der Alltagsgeschichte, die den vermeintlich illiteraten „kleinen Mann“ zum Reden brachte, und der Geschlechtergeschichte, die die „unsichtbare“ Frau in der Geschichte sichtbar machte.

Trotz einiger bedeutender Beiträge vor allem des alltagsgeschichtlichen Ansatzes zum Zweiten Weltkrieg, stand dieser doch zunächst im Windschatten der methodischen und konzeptionellen Erweiterungstendenzen der Militärsgeschichte. Deren Übungsterrain bildeten vor allem der Erste Weltkrieg und der Militarismus des Kaiserreichs, im übrigen aber auch der Dreißigjährige Krieg und die frühneuzeitliche Gesellschaft.³⁵ Erst um 1990 rückte der bis dahin von den neueren Ansätzen vernachlässigte Zweite Weltkrieg – insbesondere die Holocaustforschung – in das Zentrum auch der konzeptionellen Debatten des Fachs. Daß dieses seine Aufmerksamkeit überhaupt verstärkt dem nationalsozialistischen Krieg zuwandte, hing mit den Mechanismen des massenmedialen Marktes entsprechenden, quasi automatisch begangenen 50jährigen ‚Kriegsjubiläen‘ seit 1989 zusammen. Sie galten dem Kriegsbeginn 1939, dem Überfall auf Russland 1941, der Schlacht um Stalingrad 1942/43 und schließlich dem Kriegsende 1945, und lenkten das Interesse der Öffentlichkeit ebenso wie der Wissenschaft weg von der bis dahin in der Erinnerungspolitik vorzugsweise thematisierten ‚Friedenszeit‘ des Nationalsozialismus.

Die Wiederkehr dieser Ereignisse traf jedoch zusammen mit dem demographisch bedingten ‚Abtreten‘ der Kriegsgeneration, das offensichtlich ein verstärktes Interesse der jüngeren Generationen am Zweiten Weltkrieg und am Handeln und Denken ihrer Vorfahren in dieser Zeit auslöste. Das konfliktreiche ‚Gespräch‘ zwischen den Generationen kulminierte in der nicht auf die öffentlichen Medien beschränkten, sondern bis in die familiäre Privatsphäre hinein reichenden Auseinandersetzung um die Wehrmachtausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung.³⁶ Diese Debatte kreist um den verbrecherischen Charakter des nationalsozialistischen Krieges und um die Partizipation individueller und als Väter oder Großväter vertrauter Soldaten an den Verbrechen. In ihr verschwimmen die Grenzen zwischen Gegenwart und Vergangenheit, aber auch die Grenzen zwischen Geschichte

³⁴ Eingehend zu all diesen Fragen den Beitrag von Christa Hämmerle in diesem Band.

³⁵ Hierzu den Beitrag von Bernhard R. Kroener in diesem Band.

³⁶ Dazu den Forschungsbericht von Thomas Kühne, Der nationalsozialistische Vernichtungskrieg und die „ganz normalen“ Deutschen. Forschungsprobleme und Forschungstendenzen der Gesellschaftsgeschichte des Zweiten Weltkriegs. Erster Teil, in: Afs 39 (1999), S. 580-662. Zweiter Teil ebd. 40 (2000), (im Druck).

und Politik: Sie ist verknüpft mit dem an den Betrachter der Ausstellung herangetragenen Problem der individuellen Handlungsfreiheit in einem vergangenen terroristischen Regime und mit dem Gegenwartsproblem einer Zivilgesellschaft, die ihr Verhältnis zu Militär und Krieg neu definieren muß.

Vor dem Hintergrund der alltags-, kultur- und geschlechtergeschichtlichen Aufbrüche und der demographischen, kulturellen und politischen Veränderungen in der Gegenwart hat sich in den neunziger Jahren die frühere Distanz der Universitätshistorie zur Militärgeschichte aufgelöst. Der Krieg als historisches Ereignis, die kriegerische Gewalt als soziale und kulturelle Praxis, das Militär als politische, gesellschaftliche und ökonomische Formation, der Militarismus als Massenideologie – all das gehört mittlerweile zum selbstverständlichen Themenkanon von Seminaren und Vorlesungen an den Universitäten, von Examens-, Doktor- und Habilitationsarbeiten.³⁷ Führende Fachzeitschriften wie „Geschichte und Gesellschaft“ widmen sich der neueren Militärgeschichte mit eigenen Themenheften,³⁸ renommierte Forschungszirkel wie der „Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte“ richten ganze Tagungsserien zum Verhältnis von „Militär und Gesellschaft“ und den beiden Weltkriegen aus,³⁹ und seit einiger Zeit fördert auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft einen veritablen Sonderforschungsbereich, der sich mit „Kriegserfahrungen“ in der europäischen und amerikanischen Neuzeit befaßt.⁴⁰

Diese an sich erfreuliche Intensivierung der militärhistorischen Forschung muß jedoch neuerlich durch eine problembewußte und zielgerichtete methodische und theoretische Reflexion ergänzt und korrigiert werden, nachdem hierzulande der letzte systematische Versuch in dieser Richtung inzwischen knapp 20 Jahre zurückliegt.⁴¹ Denn gerade in der deutschen Militärgeschichtsschreibung sind immer noch Nachwirkungen eines Methodenverständnisses spürbar, das den Methodenbegriff letztlich auf die „historisch-kritische Methode“ einengt. In einer Geschichtswissenschaft ‚jenseits‘ des Historismus ist darunter allerdings wohl kaum mehr zu verstehen als ein relativ abstraktes Schema von Techniken der Quellenbearbeitung.⁴² Dieses umfaßt jedoch nur einen sehr kleinen Teil der Konstruktionsarbeit des Historikers. Denn dieser muß sich schließlich bereits vor der Beschäftigung mit den Quellen Rechenschaft über die begrifflichen und konzeptionellen Vor-

³⁷ Vgl. Gerhard Hirschfeld u.a. (Hrsg.), *Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkrieges*, Essen 1997.

³⁸ Vgl. GG 22 (1996), Heft 4, hrsg. v. Dieter Langewiesche.

³⁹ Vgl. die auf Tagungen des Arbeitskreises zurückgehenden Bände: Ute Frevert (Hrsg.), *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1997; Hans Mommsen (Hrsg.), *Der Große Krieg und die Nachkriegsordnung: Politischer und kultureller Wandel in Europa 1914-1924* (im Druck).

⁴⁰ Der SFB „Kriegserfahrungen. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ wurde Anfang 1999 an der Universität Tübingen eingerichtet.

⁴¹ MGFA, *Militärgeschichte*.

⁴² In dieser Form etwa bei Peter Borowsky/Barbara Vogel/Heide Wunder, *Einführung in die Geschichtswissenschaft I: Grundprobleme, Arbeitsorganisation, Hilfsmittel* (5. Aufl.), Opladen 1989, S. 157-160.

entscheidungen und Implikationen seiner Arbeit ablegen und nach Modellen für ein theoretisches Verständnis des von ihm gewählten Untersuchungsgegenstandes suchen, die dessen Komplexität nicht verfehlen.

In einem dagegen eher eng gefaßten Verständnis der historischen Methode in der Militärgeschichte werden Spätfolgen eines professionellen Selbstverständnisses sichtbar, das die regulative Idee der wissenschaftlichen ‚Objektivität‘ vor allem an die Anhäufung einer möglichst großen Menge von Quellen gekoppelt hat und dabei zudem lange Zeit das offiziöse, dem militärischen Apparat entstammende Schrifttum privilegierte.⁴³ Diese faktisch um eine hierarchische Ebene des Militärs zentrierte Spielart des Aktenpositivismus ist inzwischen durch die an den Selbstzeugnissen interessierte Militärgeschichte ‚von unten‘ aufgebrochen worden.

Damit wurde anfänglich allerdings nur die seit langem tradierte Beschwörung der Realitätsmächtigkeit und –haltigkeit eines bestimmten Quellentypus durch diejenige eines anderen ersetzt. Erst schrittweise hat sich in den letzten Jahren ein Verständnis dafür entwickelt, daß auch in den Feldpostbriefen nicht die ‚tatsächliche‘ Beschaffenheit der Kriegserlebnisse und der Gefühlslagen von Soldaten gesucht werden kann, sondern daß diese Texte in methodisch komplexerer und jeweils verschiedener Hinsicht z.B. als sprachliche Codierungen der Erwartungen in und an familiäre Sinnwelten, als subjektive lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen oder als semantische Widerspiegelungen der jeweils selektiven Rezeption und Adaption von gesellschaftlichen Wissensbeständen gelesen werden müssen.⁴⁴ Auf dem Weg zu diesem interpretatorischen Verständnis sind unter anderem begriffsgeschichtliche, wissenssoziologische und psychologische Theorieangebote herangezogen worden. Bei allen Unterschieden ist ihnen gemeinsam, daß sie methodische Angebote zum angemessenen Verständnis der Strukturen von Subjektivität formulieren, soweit diese einen (schrift-) sprachlichen Niederschlag findet. Zugleich wird in diesen Arbeiten ein methodisches Bewußtsein für den konstruktiven Charakter sozialer Beziehungen artikuliert und damit der Anschluß an einen wichtigen Diskussionsstrang gesucht, der die Gesellschaftstheorie in den letzten beiden Dekaden stark geprägt hat.⁴⁵

Dieses Beispiel für eine reflektierte Bezugnahme auf methodische und theoretische Grundsatzprobleme stellt bislang aber wohl immer noch eine positive Ausnahme dar, die in einem engen Zusammenhang mit den aktuellen Kontroversen um Status und Zuschnitt der Kulturgeschichte zu sehen

⁴³ Vgl. Bartov, *Geschichtswissenschaft*, S. 607 ff.

⁴⁴ Martin Humburg, *Das Gesicht des Krieges. Feldpostbriefe von Wehrmachtssoldaten aus der Sowjetunion 1941-1944*, Opladen. Wiesbaden 1998; Klaus Latzel, *Deutsche Soldaten – nationalsozialistischer Krieg? Kriegserlebnis-Kriegserfahrung 1939-1945*, Paderborn 1998 (*Krieg in der Geschichte*, Bd. 1); Christa Hämmerle, „...wirf ihnen alles hin und schau, daß du fort kommst.“ Die Feldpost eines Paares in der Geschlechter(un)ordnung des Ersten Weltkrieges, in: *Historische Anthropologie* 6 (1998), S. 431-458

⁴⁵ Vgl. als problematisierende Einführungen in die Diskussion: Kathleen Canning, *Feminist History after the Linguistic Turn: Historizing Discourse and Experience*, in: *Signs* 19 (1994), S. 368-404; Peter Schöttler, *Wer hat Angst vor dem linguistic turn?*, in: *GG* 23 (1997), S. 134-151.

ist.⁴⁶ Sie ist eher untypisch angesichts der hartnäckigen Blockade oder doch zumindest Verzögerung, mit der die Militärgeschichte auf Impulse aus den intensiven Theoriendebatten reagiert hat, welche die Geschichtswissenschaft in den beiden letzten Jahrzehnten geprägt haben.

Es wäre allerdings falsch, in ihrer verzögerten Theorierezeption nur ein endogenes Problem der Militärgeschichte zu sehen, das durch institutionelle Faktoren wie die quantitative Dominanz der im MGFA betriebenen Forschung oder gar als Sekundärfolge der Dominanz konservativer politischer Orientierungen in diesem Forschungsfeld erklärt werden kann. Ein entscheidender Faktor ist in diesem Zusammenhang eine konzeptionelle Grundausrichtung der Soziologie gewesen, also jener Wissenschaft, die als Bündel sozialtheoretischer Ansätze bei allen Methodendebatten der Historiker seit dem Zweiten Weltkrieg den zentralen Bezugspunkt gebildet hat, während etwa die Volkswirtschaftslehre – anders als um die Jahrhundertwende – nicht mehr und Psychologie und Kulturanthropologie erst in jüngster Zeit wieder als Ansprechpartner fungieren.⁴⁷

Dabei müssen zwei Facetten soziologischer Forschung unterschieden werden. Die Militärsoziologie im engeren Sinne ist seit ihrer Begründung in den Analysen zum „American Soldier“ während des Zweiten Weltkrieges primär an empirischer Sozialforschung interessiert gewesen, die für organisationssoziologische Optimierungsversuche im Dienste des militärischen Verwertungsbedarfs eingesetzt wurde. Gerade in der Bundesrepublik hat die militärsoziologische Forschung auf theoretische Reflexion beinahe gänzlich verzichtet und ist zu einer affirmativen Soziologie „für den Dienstgebrauch“ der Militärführung verkommen.⁴⁸ Auf der anderen Seite zeichnen sich aber auch die wichtigsten makrosoziologischen Theorieentwürfe, die nach dem Zweiten Weltkrieg international diskutiert worden sind, durch die fehlende systematische Berücksichtigung von staatlich-militärischer Gewaltorganisation und –anwendung als Faktoren der Gesellschaftsorganisation und des sozialen Wandels aus. Dies gilt neben dem Marxismus insbesondere für die meisten Vertreter der strukturell-funktionalen, modernisierungstheoretischen Ansätze als der vermutlich immer noch einflussreichsten Strömung in der heutigen Soziologie.⁴⁹ Krieg und militärische Gewalt wurden in dieser Theorietradition lange als vormoderne Atavismen systematisch marginalisiert. Ein daran anschließender Argumentationstyp bestand darin, Militär

⁴⁶ Vgl. den Beitrag von Anne Lipp in diesem Band.

⁴⁷ Vgl. den Beitrag von Stefanie van de Kerkhof in diesem Band zur prekären Situation der Wirtschaftsgeschichte.

⁴⁸ Samuel A. Stouffer u.a., *The American Soldier. Studies in Social Psychology in World War II*, 4 Bde., Princeton 1949/50. Als historischer Abriss: Klaus Roghmann/Rolf Ziegler, *Militärsoziologie*, in: *Handbuch der Empirischen Sozialforschung*, Bd. 9, Stuttgart 1977, S. 142-227; Lippert, Ekkehart/Günther Wachtler, *Militärsoziologie – eine Soziologie „nur für den Dienstgebrauch“?*, in: Ulrich Beck (Hrsg.), *Soziologie und Praxis*, Göttingen 1982, S. 335-355. Ekkehart Lippert, *Verzögerte Aufklärung. Zur jämmerlichen Lage der deutschen Militärsoziologie*, in: *Mittelweg* 36 4 (1995), H. 3, S. 18-31.

⁴⁹ Für eine abwägende Bewertung vgl. Thomas Mergel, *Geht es weiter voran? Die Modernisierungstheorie auf dem Weg zu einer Theorie der Moderne*, in: ders./Welskopp, *Geschichte*, S. 203-232.

und militärische Aggression realhistorisch in der analytischen Unterscheidung verschiedener nationalstaatlicher Entwicklungspfade als ein residuales Phänomen zu externalisieren. Demnach konnte der ‚Militarismus‘ historisch vor allem auf das Konto der unter defensiven Modernisierungsdruck geratenen Länder Preußen-Deutschland und Japan gebucht werden.⁵⁰

Es wäre allerdings zu einfach, die mangelnde systematische Behandlung der Phänomene Krieg und Gewalt in der zeitgenössischen Soziologie allein der Modernisierungstheorie anzulasten. Denn auch andere einflußreiche, auf eine Analyse moderner Gesellschaften zugeschnittene Theorieentwürfe der letzten drei Jahrzehnte wie etwa Bourdieus Kultursoziologie und Luhmanns Systemtheorie weisen in dieser Hinsicht Defizite auf. Darüber hinaus hat es selbstverständlich auch bedeutende Ausnahmen von diesem Trend gegeben. Norbert Elias etwa hat, durch die eigene Erfahrung der radikalen Entwertung des Individuums in den Schützengräben des Ersten Weltkrieges zum soziologischen Denken angeregt, sein Lebenswerk der Frage nach der Einhegung von Gewalaffekten und –mitteln durch die Staffelung von Interdependenzketten und die Schaffung von Monopolinstanzen gewidmet. Die mögliche Reversibilität des Zivilisationsprozesses hat aber die Rezeption seines Werkes kaum bestimmt, und Elias selbst hat im Rahmen seiner historisch-soziologischen Theorie der vom NS-Deutschland ausgehenden Barbarei den Status eines Sonderweges zugewiesen.⁵¹ Auch das Werk von Michel Foucault bietet bereits seit längerem ein Diskussionsangebot, von dem aus u.a. das theoretische Verständnis der militärischen Disziplinarmacht vorangetrieben werden könnte. Eine praktische Erprobung dieser theoretischen Mittel ist für die Militärgeschichte jedoch bisher nur von Soziologen, nicht von Historikern versucht worden. Dies ist vor allem mit den anhaltenden Vorbehalten und Abwehrreaktionen gegenüber dem Werk und der Person Foucaults in der älteren Generation der deutschen Historiker zu erklären.⁵²

Damit sind zumindest einige der Faktoren zum Verständnis der Tatsache aufgezählt, daß erst am Ende des 20. Jahrhunderts, auch mit den wachsenden Fortschritten einer historisch ausgerichteten Soziologie, Krieg, Militär und

⁵⁰ Vgl. Hans Joas, Die Modernität des Krieges. Die Modernisierungstheorie und das Problem der Gewalt, in: *Leviathan* 24 (1996), S. 13-27; Wolfgang Knöbl/Gunnar Schmidt, Einleitung: Warum brauchen wir eine Soziologie des Krieges?, in: dies. (Hrsg.), *Die Gegenwart des Krieges. Staatliche Gewalt in der Moderne*, Frankfurt/M. 2000, S. 7-22; Martin Shaw, Ideen über Krieg und Militarisierung in der Gesellschaftstheorie des späten zwanzigsten Jahrhunderts, in: Hans Joas/Helmut Steiner (Hrsg.), *Machtpolitischer Realismus und pazifistische Utopie. Krieg und Frieden in der Geschichte der Sozialwissenschaften*, Frankfurt/M. 1987, S. 283-308.

⁵¹ Norbert Elias, *Über sich selbst*, Frankfurt/M. 1990, S. 32 ff., 132; ders., *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 1989; vgl. zur Einordnung Martin Dinges, *Gewalt und Zivilisationsprozeß*, in: *Traverse* 2 (1995), Heft 1, S. 70-82.

⁵² Vgl. als innovativen Versuch einer Umsetzung dieser Fragestellung in einer langen historischen Perspektive: Ulrich Bröckling, *Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion*, München 1997; Hans-Ulrich Wehler, Michel Foucault, in: ders., *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*, München 1998, S. 45-95, als Beispiel für die andauernden Vorbehalte; vgl. dazu Martin Dinges, Michel Foucault und die Historiker – ein Gespräch, in: *ÖZG* 4 (1993), S. 620-641.

Gewalt wieder in die soziologische Theoriedebatte zurückgekehrt sind. Insbesondere die Versuche einer Systematisierung von Struktur und Dynamik der nationalsozialistischen Genozidpolitik und der Machtstruktur der NS-Konzentrationslager haben dazu wichtige Impulse gegeben, auch wenn davon bisher wohl noch keine nachhaltigen Wirkungen auf den zivilistischen ‚bias‘ der Soziologie ausgegangen sind.⁵³ Aber erst wenige der in diesem Band vorgestellten militärgeschichtlichen Ansätze haben bereits Anschluß an diese Debatten gefunden.⁵⁴

Es kommt also darauf an – und dazu will dieser Band beitragen –, die zwischen den verschiedenen militärhistorischen Themenfeldern, Ansätzen und Strömungen bestehende ‚Ungleichzeitigkeit‘ der konzeptionellen Diskussion auszugleichen und auf der sprichwörtlichen ‚Theoriebedürftigkeit‘ aller Zweige der Militärgeschichte zu insistieren.⁵⁵ Mit dem Bemühen um eine begriffliche Klärung der die verschiedenen Ansätze prägenden Vorannahmen verbindet dieser Band das Bemühen um Systematisierung. Theorieorientierung in der deutschen Militärgeschichte ist bisher, das eben genannte Beispiel der mentalitätsgeschichtlichen Arbeiten zu den Feldpostbriefen einfacher Soldaten belegt das, eine Sache von einzelnen ForscherInnen gewesen, die für die spezifischen Probleme ihrer Arbeit oder Fragestellung einen ‚passenden‘ Ansatz gesucht und adaptiert haben. Ein solches Vorgehen ist zweifelsohne nicht nur legitim, sondern sogar sinnvoll. Denn Theorieprobleme lassen sich stets besser im Hinblick auf konkrete Fragestellungen diskutieren denn als abstrakte Programme, die von Spezialisten entworfen werden. Schließlich fehlt diesen oftmals die Rückbindung an die empirische Forschungsarbeit und ihre mannigfachen Unwägbarkeiten. Mit einer steigenden Zahl von methodisch reflektierten Darstellungen und Monographien wächst jedoch in den verschiedenen Ansätzen und Themenfeldern der Militärgeschichte der Bedarf für eine systematisch angelegte, auf Generalisierung zielende Erwägung über die spezifischen Vor- und Nachteile bestimmter Theoriekonzepte. Ein solcher Versuch der vorläufigen Bestandsaufnahme, wie er hier vorgelegt wird, vermag es zugleich, begriffliche Defizite deutlicher als bisher zu erkennen und methodische Perspektiven für die künftige Arbeit zu benennen.

II. ‚Große Erzählungen‘ der Militärgeschichte und ihre Probleme

Begriffliche Klärung und methodische Reflexion ist jedoch keine Angelegenheit, die sich allein durch die mehr oder minder enge oder präzise Orientie-

⁵³ Vgl. u.a. Zygmunt Bauman, *Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust*, Hamburg 1992 (zuerst engl. 1989); Wolfgang Sofsky, *Die Ordnung des Terrors: Das Konzentrationslager*, Frankfurt/M. 1993; ders., *Traktat über die Gewalt*, Frankfurt/M. 1996; zusammenfassende Diskussion: Mihran Dabag/Kristin Platt (Hrsg.), *Strukturen kollektiver Gewalt im 20. Jahrhundert*, Opladen 1998; als knapper, konziser Aufriß: Stefan Kaufmann: *Der neue Blick der Soziologie auf Gewalt, Militär und Krieg*, in: *Newsletter AKM 7* (1998), S. 9-12.

⁵⁴ Vgl. Beiträge Kaufmann, Lipp, Hämmerle.

⁵⁵ Als drastische Schilderung der Folgen der disparaten Theorieorientierung im amerikanischen Kontext: John A. Lynn, *The Embattled Future of Academic Military History*, in: *Journal of Military History* 61 (1997), S. 777-789.

rung an bestimmten theoretischen Ansätzen abgelten läßt. Denn gerade für die historiographische Beschäftigung mit dem Militär lassen sich eine Reihe von impliziten Vorannahmen und Erzählweisen feststellen, die unabhängig von dem jeweils zur Debatte stehenden Sujet und quer zu den gängigen methodischen Ansätzen auftreten und die gerade die deutsche Forschung nachhaltig geprägt haben. In diesen ‚großen Erzählungen‘ bündeln sich historisch tradierte Vorstellungen über die äußere Wirkmächtigkeit und innere Verfaßtheit des Militärs, die in ihrer Genese sehr eng mit dessen populärer Mythologisierung verwoben sind. Diese forschungsleitenden Annahmen werden nur selten explizit oder gar differenziert ausformuliert. Bei ihnen handelt es sich vielmehr um eine Art ‚Vorbewußtes‘ der Militärhistoriker, prägende Ideen, die deutlich vor allem in geschichtspolitischen Kontroversen ausgesprochen werden. In diesen ‚master narratives‘ wird die Komplexität des Militärs auf einfache Formeln reduziert. Zumindest zwei von ihnen sollen hier exemplarisch vorgestellt werden, um zu verdeutlichen, was die Militärsgeschichte aus einem um Verfremdung bemühten Blick auf allzu bekannt erscheinende Zusammenhänge lernen könnte.⁵⁶

Die erste dieser ‚großen Erzählungen‘ handelt vom ‚preußisch-deutschen Militarismus‘ im Zeitraum von 1871-1945.⁵⁷ Sie beschreibt einen Sündenfall, der ein ganzes Land auf Abwege von einer als zivilgesellschaftlich unterstellten Normalität geführt hat. Erst massive militärische Intervention von außen hat schließlich zur nachhaltigen Erlösung von diesem Übel geführt.⁵⁸ Diese Geschichte vom Aufstieg und Niedergang einer militärisch-sozialen Konfiguration hat einen doppelten Ursprung, dessen Fundamente in den Beobachtungen Außenstehender über ihren Beginn und ihr Ende liegen.⁵⁹ Die preußischen Heeresreformen der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts und die in drei Kriegen erfochtene Reichsgründung riefen katholische, liberale und sozialistische Kritiker auf den Plan, die für das hier sichtbare, in dieser

⁵⁶ Vgl. auch Ulrich Bröckling, Am Ende der großen Kriegserzählungen? Zur Genealogie der humanitären Intervention, in: *Ästhetik & Kommunikation* 30 (1999), Heft 107, S. 95-101.

⁵⁷ Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg wurde im In- und Ausland noch eine längere Kontinuitätslinie gezogen, die jedoch inzwischen der Konzentration auf die Zeit seit der Reichsgründung 1870/71 gewichen ist. Vgl. Gordon A. Craig, *The Politics of the Prussian Army 1640-1945*, Oxford 1955; Otto Büsch, *Militärssystem und Sozialleben im alten Preußen 1713-1807. Die Anfänge der sozialen Militarisierung der preußisch-deutschen Gesellschaft*, Berlin 1962; vgl. dazu den Beitrag von Bernhard R. Kroener in diesem Band.

⁵⁸ Vgl. v.a. Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3: 1848/49-1914, München 1995, S. 880-885, 1125-1129; ferner: Emilio Willems, *Der preußisch-deutsche Militarismus. Ein Kulturkomplex im sozialen Wandel*, Köln 1984; Ingomar Klein/Wolfgang Triebel, „Helm ab zum Gebet“. Militarismus und Militarisierung – ein deutsches Schicksal?, Berlin 1998; Wolfram Wette, Für eine Belebung der Militarismusforschung, in: ders. (Hrsg.), *Militarismus in Deutschland 1871 bis 1945. Zeitgenössische Analysen und Kritik*, Münster 1999, S. 13-37.

⁵⁹ Vgl. v.a. Werner Conze/Michael Geyer/Reinhard Stumpf, *Militarismus*, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhard Koselleck (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 4, Stuttgart 1978, S. 1-47, ein Text, der oft zitiert wird, dessen weitreichende Implikationen aber bisher nirgendwo angemessen bedacht wurden, so etwa bei Detlef Vogel, *Militarismus – unzeitgemäßer Begriff oder modernes historisches Hilfsmittel*, in: *MGM* 39 (1986), S. 9-35.

Intensität neue Mobilisierungspotential einer Wehrpflichtarmee den Begriff „Militarismus“ prägten. Dabei handelt es sich wohl um den einzigen zentralen gesellschaftsanalytischen Begriff des neuzeitlichen Sprachgebrauchs, der nicht von den Vertretern einer politischen oder sozialen Bewegung selbst, sondern von deren Gegnern geprägt worden ist.⁶⁰ In dieser polemischen Zuspitzung transportierte er von vornherein einen Überschuss an semantischer Eindeutigkeit und damit Undifferenziertheit, der die Proportionen und Sinnstrukturen seines historischen Substrates in zeitgenössischen wie historiographischen Darstellungen stets mehr oder minder willkürlich und einseitig verzerrte. Ein markantes Beispiel dafür ist die berühmte Geschichte des Schustergesellen Wilhelm Voigt, der am 16. Oktober 1906 mit einer geliehenen Hauptmannsuniform das Rathaus der vor den Toren Berlins gelegenen Stadt Köpenick besetzte und den Bürgermeister verhaftete. Eine genaue Analyse der zeitgenössischen Reaktionen auf den Vorfall zeigt, daß dieser gerade nicht als ein Symbol für die ungebrochene Geltung einer militaristischen Untertanenmentalität zu verstehen ist. In der öffentlichen Meinung wurde der Vorfall vielmehr als Bestätigung verschiedenster Formen der Militarismuskritik interpretiert, und in einer zweiten Sinnschicht tritt als Kern des Ereignisses eine populäre theatralische Inszenierung hervor, die einen satirischen, nicht aber einen affirmativen Charakter aufweist.⁶¹

Vor allem seit den erbitterten Schuldzuweisungen während des Ersten Weltkrieges wirkte das militärkritische Fremdbild des ‚Militarismus‘ wiederum stark auf das Selbstbild der politisch-militärischen Elite in Deutschland zurück. Nach der Niederlage der Wehrmacht 1945 verdichteten angelsächsische Beobachter und die alliierten Siegermächte dieses Zerrbild dann zur fügenlosen und nunmehr historisch abgeschlossenen Realität „des“ preußisch-deutschen Militarismus.⁶² Damit war dessen Systemcharakter und seine Stellung als ‚Prototyp‘ des Militarismus unterstellt. Dies implizierte die These, daß der Begriff ohne weiteres als ein analytisches Passepartout zur Erklärung der bis in den Zweiten Weltkrieg führenden Entfesselung der Gewalt durch die Deutschen dienen kann. Die Karriere der großen Erzählung vom preußischen Militarismus ist also untrennbar verknüpft mit dem Theorem des ‚deutschen Sonderwegs‘, das die Ursachen des Nationalsozialismus erklären will. Nachdem die Sonderwegsthese auf vielen anderen Forschungsfeldern inzwischen längst den Rückzug angetreten hat, stellt der

⁶⁰ Selbst bei ‚Imperialismus‘ macht die Fremdbezeichnung nur einen Strang der Begriffsgeschichte aus: Jörg Fisch/Dieter Groh/Rudolf Walther, Imperialismus, in: Brunner/Conze/Kosselleck, Grundbegriffe, Bd. 3, Stuttgart 1982, S. 171-236.

⁶¹ Vgl. Benjamin Ziemann, Der „Hauptmann von Köpenick“ – Symbol für den Sozialmilitarismus im wilhelminischen Deutschland?, in: Vilém Prečan unter Mitarbeit von Milena Janišová und Matthias Roeser (Hrsg.), Grenzüberschreitungen oder der Vermittler Bedrich Loewenstein. Festschrift zum 70. Geburtstag eines europäischen Historikers, Prag/Brünn 1999, S. 252-264.

⁶² Als frühe deutsche Selbstkritik: Friedrich Meinecke, Die deutsche Katastrophe, Wiesbaden 1946, ein Text, der merkwürdigerweise ungeachtet der methodischen Position seines Verfassers im Kontext der Militarismus-Diskussion des öfteren zustimmend herangezogen wird. Vgl. z.B. Wehler, Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, S. 885.

„Militarismus“ heute sogar eine ihrer letzten und beständigsten Bastionen dar.⁶³

Es geht nun keineswegs darum, die Realität von militaristischen Einstellungen, Verhaltensweisen und sozialen Kontexten im Deutschen Kaiserreich schlechterdings zu bezweifeln. Charakteristisch für die gängigen Darstellungen des preußischen Militarismus ist allerdings, daß sie die analytische Differenz zwischen einem zumeist statisch gedachten Komplex namens „Militarismus“ und vielschichtigen Prozessen der Militarisierung ebenso einebnen wie die zwischen verschiedenen Militarismen, deren vielfältige Ursachen und Entwicklungslogiken zu einem einzigen, monolithisch gedachten Syndrom aufgelöst werden. Immerhin hat die bahnbrechende Studie von Stig Förster dahin geführt, für den Bereich der militaristischen Politik im wilhelminischen Kaiserreich einen „alten“ und einen „neuen“ Militarismus als Strömungen zu unterscheiden. Allerdings wehrt sich ihr Autor selbst gegen eine zu weitgehende Differenzierung bzw. „Zerfaserung“ des Phänomens und hebt neuerdings die fließenden Übergänge und die letztlich mögliche Konvergenz zwischen den beiden Hauptströmungen hervor.⁶⁴

Gerade im Hinblick auf das Kaiserreich ist die „große Erzählung“ des „preußisch-deutschen Militarismus“ deshalb bis heute weitgehend resistent gegen alle überzeugenden Versuche des empirischen Nachweises von Differenzierungslinien geblieben, die auf soziale Spezifika oder im internationalen Vergleich sichtbare Relativierungen hinweisen.⁶⁵ Denn für die Historiker ebenso wie für die Zeitgenossen lag und liegt der strategische Sinn und Vorzug des Begriffs darin begründet, daß er eine handhabbare Formel für die Benennung des „Anderen“ der bürgerlichen Gesellschaft anbietet und damit Identität zu stiften vermag. In vielen historischen Darstellungen werden die Ergebnisse dieses Prozesses zu einer bei allen divergierenden Erscheinungsformen letztlich mit sich identischen Substanz verdinglicht.⁶⁶

Stattdessen käme es für die Militarismusforschung jeglicher Couleur, also für politikgeschichtliche Ansätze ebenso wie für sozial-, kultur- oder geschlechterhistorische künftig darauf an, Militarismen und Militarisierungsprozesse in einer konstruktivistischen Perspektive als Versuche zu analysieren, das Militär, bzw. genauer die Differenz von militärischen und „zivilistischen“

⁶³ Wehler, *Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 3, S. 1080 f., 1250-1299, bes. S. 1285 f., 1290; Jürgen Kocka, *Nach dem Ende des Sonderwegs. Zur Tragfähigkeit eines Konzepts*, in: Arndt Bauerkämper/Martin Sabrow/Bernd Stöver (Hrsg.), *Doppelte Zeitgeschichte. Deutsch-deutsche Beziehungen 1945-1990*, Bonn 1998, S. 364-375, S. 370.

⁶⁴ Stig Förster, *Militär und Militarismus im Deutschen Kaiserreich – Versuch einer differenzierten Betrachtung*, in: Wette, *Militarismus*, S. 63-80, hier S. 67; vgl. ders., *Der doppelte Militarismus. Die deutsche Heeresrüstungspolitik zwischen Status-Quo-Sicherung und Aggression 1890-1913*, Wiesbaden 1985.

⁶⁵ Robert von Friedeburg, *Klassen-, Geschlechter- oder Nationalidentität? Handwerker und Tagelöhner in den Kriegervereinen der neupreußischen Provinz Hessen-Nassau 1890-1914*, in: Frevert, *Militär*, S. 229-244; Jakob Vogel, *Nationen im Gleichschritt. Der Kult der ‚Nation in Waffen‘ in Deutschland und Frankreich 1871-1914*, Göttingen 1997; ders., *Der ‚Folkloremilitarismus‘ und seine zeitgenössische Kritik – Deutschland und Frankreich 1871-1914*, in: Wette, *Militarismus*, S. 277-292; Christoph Jahr, *British Prussianism – Überlegungen zu einem europäischen Militarismus im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, in: ebd., S. 293-309.

⁶⁶ Vgl. wie Anm. 58.

Organisationsmustern zur Generierung von Distinktion und damit von symbolischer Benennungsmacht zu benutzen. Dabei handelt es sich um einen Vorgang, der zwischen den Geschlechtern und sozialen Klassen, zwischen Parteien und politischen Strömungen, zwischen Fraktionen innerhalb des Militärs, aber auch in der Konkurrenz von Nationalstaaten und im Hinblick auf die Verlierer von 1866, also für den innerdeutschen Föderalismus zu konstatieren ist. Die Militarismusforschung sollte künftig die methodische Überlegung aufnehmen, daß der soziale Raum nicht aus in sich ruhenden, durch sich selbst konstituierten und damit erklärbaren sozialen Entitäten besteht, sondern aus einem Netzwerk von Relationen unterschiedlicher Distanz und Stärke. Es ist nicht eine Summe von definierten Merkmalen, die den sozialen Raum definiert, sondern die permanente Arbeit der Akteure an der Klassifikation sozialer Beziehungen und der eigenen Distinktion, um diesen Raum für das eigene Handeln zu erschließen.⁶⁷ In diesem Netzwerk von Relationen wurden z.B. die preußischen Reserveoffiziere nicht als solche, sondern erst im Verhältnis zu bayerischen Reserveoffizieren, zu französischen Politikern, liberalen Journalisten oder sozialistischen Militärkritikern in je verschiedener Weise zu ‚Militaristen‘. Mit einem solchen Verständnis würde auch der begriffsgeschichtliche Befund und die in ihm enthaltene Erkenntnis über die Konstruktion ‚des‘ Militarismus endlich ernst genommen.⁶⁸ Zugleich wäre es damit möglich, die aus den zeitgenössischen Kontroversen bislang mitgeschleppte moralische Codierung des Gegensatzes von ‚Militarismus‘ und ‚Antimilitarismus‘ zu überwinden, welche die Selbstbeschreibungen der ‚anständigen‘, ‚unschuldig verfolgten‘, nichts als ‚die Wahrheit aussprechenden‘ Militarismuskritiker und Pazifisten umstandslos reproduziert.⁶⁹ Denn auch diese Zuschreibungen folgen nur der Logik des Phänomens und müssen als Strategien der Akkumulation von symbolischem Kapital dechiffriert werden.

Das Sprechen von dem ‚Militarismus‘ läßt sich in gewisser Hinsicht als eine Chiffre verstehen, in der zivile historische Akteure ein mehr oder minder diffuses Gefühl der Ohnmacht gegenüber militärischen Organisationsmu-

⁶⁷ Vgl. – hier am Beispiel der Klassentheorie – die Überlegungen von Pierre Bourdieu, Sozialer Raum und ‚Klassen‘, in: ders., Sozialer Raum und ‚Klassen‘. *Leçon sur la leçon*. Zwei Vorlesungen, Frankfurt/M. 1985, S. 9-46; ders., Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/M. 1987, bes. S. 171 ff.

⁶⁸ Als Unterschiede in der ‚Realität‘ einer ‚strukturellen‘ sozialen Konfiguration versteht Hartmut Kaelble, *Les divergences entre les sociétés française et allemande, 1880-1930*, in: *Le Mouvement Social* 185 (1998), S. 11-22, hier S. 16 f., die Differenz zwischen französischem und preußischem Militarismus, wo es der Sache nach um Beobachtungen geht, die an unterschiedliche Kommunikationen anschließen.

⁶⁹ Vgl. etwa Lothar Wieland, Als Gegner des Militarismus in der praktischen Politik – der Sozialdemokrat Heinrich Strobel, in: Wette, *Militarismus*, S. 255-274; Helmut Donat, Rüstungsexperte und Pazifist – Der ehemalige Reichswehroffizier Carl Mertens (1902-1932), in: Wolfram Wette unter Mitwirkung von Helmut Donat (Hrsg.), *Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871-1933*, Bremen 1999, S. 247-271; Lothar Wieland, Wahrheit in der Kriegsschuldfrage und „geistige“ Revolution 1918/1919 – Hauptmann im Generalstab Hans-Georg von Beerfelde (1877-1960), in: ebd., S. 147-167.

stern verschlüsselt haben. Diese an der Außengrenze des Militärs angesiedelte Unterscheidung hat in mancherlei Hinsicht eine Parallele in einer anderen ‚großen Erzählung‘. Sie handelt vom Militär, von den Soldaten und den kriegführenden Gesellschaften in Form einer Leidensgeschichte. Anders als die Geschichte vom Militarismus verdankt sie ihren Ursprung aber nicht der sozialistischen und pazifistischen Kritik am Militär. Sie folgt vielmehr der politischen und symbolischen Ordnung des Militärs selbst, also der moralischen Grundlegung der kriegerischen Gewalt und der hierarchischen Struktur seiner Trägerschaft, kurz: dem Opfermythos und dem Prinzip von Befehl und Gehorsam.

Lauscht man den Kriegserzählungen alter Soldaten, wie sie untereinander an Stammtischen zum Besten gegeben oder im Dienst der Wissenschaft aufs Tonband gesprochen werden, so staunt man nicht selten über die Harmlosigkeit und mitunter sogar Heiterkeit der Erlebnisse.⁷⁰ Erzählt wird von allem Möglichen, nur ungern freilich von der eigentlichen Aufgabe der Soldaten, nämlich zu töten. Von der kriegerischen Gewalt und ihren Produkten, den Leichenbergen, wird, wenn überhaupt, im Passiv erzählt. Das ist durchaus verständlich. Was im Militär, genauer: im Krieg, Gebot, mitunter Zwang, aber auch Privileg ist, wird in der zivilen Gesellschaft mit den schwersten dies- und jenseitigen, strafrechtlich wie religiös verankerten Sanktionen belegt. Daher kann über die Praxis des Tötens im Krieg – wenn überhaupt – nur gebrochen, indirekt oder mit Hilfe fiktionaler Distanzierungen kommuniziert werden. Der immense Aufwand an Sinnstiftungen, mit dem das Töten im Krieg camoufliert und legitimiert wird, zeigt, wie schwer die zivile moralische Norm wiegt. Camoufliert wird das Töten vor allem durch De-Thematisierung, also nicht dadurch, daß es förmlich bestritten würde, sondern daß von etwas anderem erzählt wird. Kriegserzählungen handeln vom Leiden am Krieg, nicht von der ‚Lust am Krieg‘,⁷¹ und erst recht nicht von der Lust am Töten.

Wenn die Sprache doch auf das Töten selbst kommt, werden die Akteure ihres Willens entledigt.⁷² Legitimiert wird das Töten zum einen durch die Berufung auf das vertikale Prinzip von Befehl und Gehorsam oder das Dienstethos des Soldaten, der nur ein kleines Rädchen in einem für ihn unüberschaubaren Getriebe gewesen sei: „Wir taten unsere Pflicht.“ Die „Pflicht“ – der diffundierte und verinnerlichte Gehorsam – entbindet von der individuellen Verantwortung und vom Nachdenken über den eigenen Ort in der großen Politik und im großen Krieg. Ebenso geläufig ist zum anderen die

⁷⁰ Vgl. z.B. Konrad Köstlin, *Krieg als Reise*, in: Margit Berwing/Konrad Köstlin (Hrsg.), *Reisefieber*, Regensburg 1984, S. 100-114; ders., *Erzählen vom Krieg – Krieg als Reise II*, in: BIOS 2 (1989), Heft 2, S. 173-182, im übrigen allgemein, auch zum Folgenden, Kühne, *Soldat*, S. 357 ff.

⁷¹ Klaus Horn, *Dossier: Die insgeheime Lust am Krieg, den keiner ernsthaft wollen kann. Aspekte einer Soziopsychodynamik phantastischer Beziehungen zur Gewalt*, in: Klaus Horn/Eva Senghaas-Knobloch (Hrsg.), *Friedensbewegung – Persönliches und Politisches*, Frankfurt/M. 1983, S. 268-339. Vgl. Stavros Mentzos, *Der Krieg und seine psychosozialen Funktionen*, Frankfurt/M. 1993.

⁷² Vgl., auch zum Folgenden, die Belege bei Lehmann, *Erzählstruktur*, S. 120-146.

Berufung auf die gleichsam horizontale Er-oder-Ich-Situation. Als existentielle Notwehr oder im Gewand des ritterlichen Kampfes gleichberechtigter Gegner (mit gleichen Chancen und Risiken) wird sie vom einzelnen Soldaten wie von ganzen Staatsgebilden in Anspruch genommen. Immer exkulpiert sich der tötende Täter als Opfer einer Zwangssituation. In den Worten eines alten (Wehrmacht- und Bundeswehr-) Soldaten: „Für den Soldaten, der im klassischen Krieg kämpft, ist die Frage, ob er mordet oder tötet, falsch gestellt. Denn der Mann an der Front lebt im Dauerzustand der Notwehr. Er tötet und wird getötet.“⁷³

Um die Existenz des Soldaten moralisch zu rechtfertigen, wird der Gegensatz zwischen Töten und Getötetwerden verwischt. Die Aufgabe, diesen Gegensatz oder allgemeiner den zwischen militärischer Macht und Ohnmacht aufzulösen, erfüllt im neuzeitlichen Militär der soldatische Tugendkatalog mit seiner Konstruktion überzeitlicher, in christlichen Traditionen verankerter Werte der Selbstlosigkeit. Dazu zählen die Pflichterfüllung, der Dienst am Vaterland und – als allumfassendes, in allen pro- und retrospektiven Kriegsdiskursen präsentenes Deutungsschema – der Opfermythos. Dessen diskursive Wirkungsmacht verdankt sich der symbolischen Synthese aktiver und passiver Sozialpraktiken, dem Amalgam zweier unterschiedlicher Opferbegriffe, des *Sacrificium* und der *Victima*. Verbunden werden beide in der christlichen Tradition durch die Vorstellung von der Heiligkeit der Opferhandlung und der Unschuld des Opfers. Der Opfermythos verwandelt Macht in Ohnmacht, Aktivität in Passivität, Aggression in Verteidigung.⁷⁴

Nun wäre es unsinnig zu bestreiten, daß sich viele Soldaten – in der Zeit der Wehrpflichtarmeen vermutlich sogar die große Mehrheit – tatsächlich nur gezwungenermaßen der Institution Militär unterworfen und unter den Schikanen der Rekrutenzeit, der Ohnmacht vor dem Tod und den Entbehren der Gefangenschaft in einer Weise gelitten haben, die sprachlich möglicherweise gar nicht angemessen wiederzugeben ist. Ganz abgesehen davon, daß in der Tat die Psychologie des Gefechts – das Neben- und Ineinander der vollkommenen Macht zu töten und der vollkommenen Ohnmacht der

⁷³ Gerd Schmückle, Krieger, Wehrmann, Söldner, Partisan, in: *Die Zeit* Nr. 8 vom 17. Februar 1995, S. 56

⁷⁴ Kühne, *Soldat*, S. 361-364. Vgl. zu den Traditionen und Ausprägungen des Opfermythos z.B. Georg Baudler, *Töten oder Lieben. Gewalt und Gewaltlosigkeit in Religion und Christentum*, München 1994; René Girard, *Das Heilige und die Gewalt*, Frankfurt 1992; Hildegard Cancik-Lindemaier, *Opfer. Religionswissenschaftliche Bemerkungen zur Nutzbarkeit eines religiösen Ausdrucks*, in: Hans-Joachim Althaus u.a. (Hrsg.), *Der Krieg in den Köpfen. Beiträge zum Tübinger Friedenskongreß „Krieg Kultur – Wissenschaft“*, Tübingen 1988, S. 109-120; Barbara Ehrenreich, *Blutrituale. Ursprung und Geschichte der Lust am Krieg*, München 1997; George L. Mosse, *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben*, Stuttgart 1993; Reinhart Koselleck/Michael Jeismann (Hrsg.), *Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne*, München 1994; Sabine Behrenbeck, *Heldenkult und Opfermythos. Mechanismen der Kriegsbegeisterung 1918-1945*, in: Marcel van der Linden/Gottfried Mergener (Hrsg.), *Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien*, Berlin 1991, S. 143-159; Jürgen Habermas, *Täter und Opfer. Über den falschen Gebrauch eines richtigen Arguments*, in: *Vorgänge* 84 (1986), S. 79-81.

Todesangst⁷⁵ – schwer zu entwirren ist. Der fluide Charakter des Opfermythos und seine lebensweltlichen Verankerungen sowie die potentiell jede Verantwortung ausschließende Befehlsstruktur des Militärs freilich sind zu verführerisch, als daß sich nicht auch jene darauf berufen könnten, die mit Lust und freiwillig bei der Sache waren. Seine Bedeutung für den militärischen Diskurs besteht darin, die Handlungsmöglichkeiten der einfachen Soldaten⁷⁶ und die aktive Seite der kriegerischen Gewalt schlechthin unkenntlich zu machen. Sie bildet das Gewebe einer „Kriegsgeschichte“, die nicht „vom Tod spricht“, genauer: einer Kriegsgeschichte, die das aktive Töten verschweigt.⁷⁷

In der Erinnerung haben sich stets nur wenige zur „Wollust des Blutes, die über den Kriegen hängt“, bekannt.⁷⁸ Ernst Jünger ist ein besonders prominentes Beispiel. Weniger martialische und offenherzige Beispiele ziehen sich durch Unmassen von Kriegsliteratur und Kriegererzählungen völlig unterschiedlichen Niveaus. Aber keines solcher Eingeständnisse, keine Beschwörung der kriegerischen Abenteuerlust und keine Apotheose militärischen Heldentums kommt aus ohne den Bezug zu einer höheren, von der Verantwortung entbindenden Instanz – und sei es die Natur, die Biologie oder das Schicksal. Und mit der Vertauschung von Angriff und Verteidigung arbeitete auch das menschenverachtendste Legitimationsmuster soldatischen Tötens: das rassistische. Im nationalsozialistischen Vernichtungskrieg wurde der Gegner nicht nur als „Untermensch“ diskreditiert, sondern immer auch als hinterhältiger Aggressor – der „Jude“ als „Partisan“, der „Verschwörer“, dem gegenüber nicht nur die Truppen der Wehrmacht, sondern auch die Massenmörder in den Einsatzgruppen und Vernichtungslagern aus einer Defensivposition heraus handelten.⁷⁹

Je größer die Leichenberge, desto entschiedener die Inanspruchnahme des Opferstatus, der Rolle der passiven oder bloß re-agierenden, jedenfalls unschuldigen *victima*. Diese Regel illustriert am eindringlichsten die Erinnerung der Deutschen an den nationalsozialistischen Krieg. Das ist bekannt und muß hier nicht weiter ausgeführt werden.⁸⁰ Hier geht es darum, daß die Deutschen nicht nur von der Erinnerungspolitik, sondern auch von der Ge-

⁷⁵ Heinrich Popitz, Phänomene der Macht, Tübingen 1986, S. 78 ff. Vgl. Elias Canetti, Masse und Macht, Hamburg 1964, S. 259 ff.

⁷⁶ Vgl. dazu die inhaltlich und methodisch innovative Studie von Leonard V. Smith, *Between Mutiny and Obedience. The Case of the French 5th Infantry Division during World War I*, Princeton 1994.

⁷⁷ Zitate: Michael Geyer, Eine Kriegsgeschichte, die vom Tod spricht, in: Thomas Lindenberger/Alf Lüdtke (Hrsg.), *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*, Frankfurt/M. 1995, S. 136-162, S. 137.

⁷⁸ Ernst Jünger, *Der Kampf als inneres Erlebnis*, Berlin 1922, S. 9.

⁷⁹ Kühne, *Soldat*, S. 362. Vgl. Heer/Naumann, *Vernichtungskrieg*.

⁸⁰ Zusammenfassend Aleida Assmann/Ute Frevert, *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999, S. 158 ff. Unterschiedliche Aspekte beleuchten: Omer Bartov, *Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges*, Reinbek 1995, S. 267 ff.; James M. Diehl, *The Thanks of the Fatherland. German Veterans after the Second World War*, Chapel Hill/London 1993; Traugott Wulffhorst, *Soziale Entschädigung – Politik und Gesellschaft. Rechtssoziologisches zur Versorgung der Kriegs-, Wehr- und Zivildienst-, Impfschadens- und Gewalttaten-Opfer*,

schichtswissenschaft und insbesondere der Militärgeschichte als passiv Duldende, als Leidende, als Opfer jener kriegerischen und genozidalen Aggression, die von Deutschland 1939/45 ausging, oder jener Figuren, die als Repräsentanten des Terrorsystems gelten, präsentiert werden. Wie in der Erinnerungspolitik erfüllt der Viktimisierungsdiskurs auch in der Geschichtswissenschaft die Aufgabe, die psychischen, gesellschaftlichen und kulturellen Dimensionen der aktiven, selbst ausgeübten kriegerischen Aggression oder auch nur der symbolischen Partizipation daran zu camouflieren.⁸¹

Die im MGFA begründete kritische Wehrmachtforschung etwa hat sich, zumal durch das Sammelwerk „Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg“, große Verdienste um den Nachweis des verbrecherischen Charakters des Ostkrieges erworben. Als dessen selbständiger Akteur freilich kam primär Hitler und nur in zweiter Linie die Wehrmachtführung in Betracht. Dieser wurde eine mehr oder weniger große „Übereinstimmung“ mit Hitler bescheinigt, nicht jedoch eigenständige genozidale Motive und Handlungen.⁸² Vom Verhältnis der (hohen) Soldaten zu Hitler wurde vorzugsweise in der Rhetorik des Mißbrauchs (von Menschen und Werten, insbesondere der soldatischen Tugenden), der Verführung, der Verstrickung, der Tragödie erzählt. Jürgen Förster, der zu den Historikern zählt, die die kritische Wende der Wehrmachtforschung auch gegen amts- und fachinterne Widerstände prononciert vertreten und in die Öffentlichkeit getragen haben, beklagte in der Schlußbilanz des hier einschlägigen vierten Bandes der Reihe, daß im Zuge der ideologischen „Übereinstimmung von Militärs, Wirtschaftlern und Diplomaten mit Hitler“, die bis zur „Verschmelzung traditioneller und nationalsozialistischer Vorstellungen“ gereicht habe, „die für den Soldaten fundamentalen Wertbegriffe wie Loyalität, Gehorsam und Pflichterfüllung zerrieben und bewußt mißbraucht“ worden seien.⁸³ Außer Betracht blieb hier, welchen Anteil diese Werte an den mentalen Voraussetzungen der Partizipation erheblicher Soldatenmassen an der praktischen Durchführung der Vernichtungspolitik hatten. Der Opferstatus, den die Wehrmachtelite nach 1945 in ihren Memoiren für sich reklamierte, wurde partiell, aber nicht prinzipiell in Frage gestellt.

Baden-Baden 1994; Robert G. Moeller, War Stories: The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany, in: AHR 101 (1996), S. 1008-1048; Elizabeth Heinemann, The Hour of the Woman: Memories of Germany's „Crisis Years“ and West German Identity, in: AHR 101 (1996), S. 354-395; Michael Kumpfmüller, Die Schlacht um Stalingrad. Metamorphosen eines deutschen Mythos, München 1995; Peter Reichel, Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit, München 1995; Klaus Naumann, Der Krieg als Text. Das Jahr 1945 im kulturellen Gedächtnis der Presse, Hamburg 1998; vgl. zur Literatur und zum Folgenden Kühne, Vernichtungskrieg II, passim

⁸¹ Dazu auch Thomas Kühne, Die Viktimisierungsfälle. Wehrmachtverbrechen, Geschichtswissenschaft und symbolische Ordnung des Militärs, in: Michael Th. Greven/Oliver von Wrochem (Hrsg.), Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik, Opladen 2000, S. 183-196.

⁸² Darauf zielt auch die Kritik von Bartov, Geschichtswissenschaft, S. 610 ff.

⁸³ Jürgen Förster, Das Unternehmen „Barbarossa“ – eine historische Ortsbestimmung, in: Horst Boog u.a., Der Angriff auf die Sowjetunion, Stuttgart 1983 (=DRZW, Bd. IV), S. 1079-1088, hier S. 1080.

Besonders verbreitet ist die viktimisierende Erzählhaltung in der militärischen Biographik. Daß etwa Wilhelm Keitel sich in seiner im Nürnberger Gefängnis entstandenen Autobiographie als willenlosen, in der militärischen Gehorsamstradition stehenden Gefolgsmann Hitlers und diesen als verführerischen „Dämon“⁸⁴ präsentiert, ist nicht überraschend. Hitlers Generäle präsentierten sich seit Kriegsende durchweg als Hitlers Opfer. Bemerkenswert allerdings ist, in welchem Maße sich diese Viktimisierungsstrategie in der wissenschaftlichen Biographik fortsetzt, wenn auch nicht ganz so plump. Keitel etwa wird auch in kritischen Darstellungen nicht nur als Opfer Hitlers und des militärischen Eides vorgestellt, sondern auch als Opfer seiner mitleidlosen „Standesgenossen“, die ihn „verachtet“ hätten, seiner ehrgeizigen Frau, die ihn nicht Landwirt werden ließ, seiner schlechten Gesundheit, die zu ständiger Überforderung geführt habe, und überhaupt seiner „Natur“, die es ihm unmöglich gemacht habe, „sich mit Hitler auseinanderzusetzen“.⁸⁵

Militärsgeschichte als Opfer- und Leidensgeschichte handelt freilich nicht nur von der Militärelite und auch nicht nur vom Zweiten Weltkrieg. Auch die „Militärsgeschichte von unten“ nahm den Soldaten zunächst kaum als Täter, umso mehr dagegen als Opfer wahr. Das ist kein Spezifikum der Historiographie zum NS-Krieg. Auch die US-amerikanische Historiographie zum Vietnamkrieg stand lange Zeit im Zeichen des „Mythos vom geschundenen und verachteten Vietnam-Veteranen“. Mit guten Gründen läßt sich zeigen, wie die „Militärsgeschichte von unten“ in den USA in der politischen Auseinandersetzung um die Folgen des Vietnam-Krieges entstanden ist, um den Anspruch der Vietnam-Veteranen auf materielle Entschädigung und symbolische Wiedergutmachung zu untermauern.⁸⁶

Die Geschichte des „Kriegsalltags“ in Deutschland reproduzierte die Opferperspektive, zumal in Bezug auf den Zweiten Weltkrieg, zum einen bewußt, insofern sie in die Debatte um die symbolische und materielle Rehabilitierung der Wehrmachtdeserteure als Opfer der Militärjustiz eingebunden war.⁸⁷ Zum anderen aber erlag die „Militärsgeschichte von unten“ der Viktimisierungsstrategie durch ihre demokratische Parteinahme für den „kleinen

⁸⁴ Wilhelm Keitel, *Mein Leben. Pflichterfüllung bis zum Untergang. Hitlers Generalfeldmarschall und Chef des Oberkommandos der Wehrmacht in Selbstzeugnissen*. Hrsg. v. Werner Maser, Berlin 1998, S. 211.

⁸⁵ Samuel W. Mitchum, *Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel*, in: Gerd R. Ueberschär (Hrsg.), *Hitlers militärische Elite*, Bd. 1: *Von den Anfängen des Regimes bis Kriegsbeginn*, Darmstadt 1998, S. 112-120, hier S. 114-116 u. 118. Im Tenor ähnlich: Gene Mueller, *Wilhelm Keitel – Der gehorsame Soldat*, in: Ronald Smelser/Enrico Syring (Hrsg.), *Die Militärelite des Dritten Reichs. 27 biographische Skizzen*, Berlin 1995, S. 251-269.

⁸⁶ Eric T. Dean, *The Myth of the Troubled and Scorned Vietnam Veteran*, in: *Journal of American Studies* 26 (1992), S. 59-74; vgl. ders., *Shook Over Hell: Post-Traumatic Stress, Vietnam, and the Civil War*, Cambridge/Mass. 1997.

⁸⁷ Vgl. für eine kritische Sichtung der Deserteursforschung Benjamin Ziemann, *Fluchten aus dem Konsens zum Durchhalten. Ergebnisse, Probleme und Perspektiven der Erforschung soldatischer Verweigerungsformen in der Wehrmacht 1939-1945*, in: Rolf-Dieter Müller/Hans-Erich Volkmann (Hrsg.), *Die Wehrmacht. Mythos und Realität*, München 1999, S. 589-613, zudem Kühne, *Vernichtungskrieg I*, S. 630 ff.

Mann'. Dieser präsentiert sich in den subjektiven Quellen so gut wie nie als Täter, um so leidenschaftlicher dagegen als Opfer der dürftigen Ernährung, der schlechten Unterkünfte, der mangelnden Hygiene, der emotionalen Entbehrungen, vor allem aber des militärischen Repressions- und Disziplinierungssystems und der verführerischen Propaganda (also des Hitler-Mythos und der Volksgemeinschaftsverheißung).⁸⁸ So fand in den achtziger und frühen neunziger Jahren in gewisser Hinsicht jene wissenschaftlich abgesicherte Viktimisierung der „Kriegsgeneration“ ihren Abschluß, die in den fünfziger und sechziger Jahren durch drei staatlich geförderte Großprojekte begründet worden war. Gemeint sind die „Dokumente deutscher Kriegsschäden“ (1958-1964), die von Theodor Schieder (1953-1961) federführend betreute „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost- und Mitteleuropa“ und schließlich die Dokumentation der „Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges“ durch die Maschke-Kommission (Maschke 1962-1974).⁸⁹ Diese drei Dokumentationen waren um den wissenschaftlichen Nachweis der Leiden der Heimatbevölkerung, der Flüchtlinge und Vertriebenen sowie der Kriegsgefangenen bemüht gewesen. Ähnliches unternahm gewollt oder ungewollt die Feldpostbriefeditionen und Zeitzeugendokumentationen seit den achtziger Jahren für die Soldaten.

Allerdings entwickelte – das muß deutlich gesagt werden – gerade die Alltagsgeschichte auch gegenläufige Tendenzen. Aus ihr heraus wurde im zeitlichen Umfeld des Stalingradjubiläums 1992/93 Unbehagen an der viktimisierenden Militärgeschichte formuliert. Wolfram Wette forderte dazu auf, komplexe Täter- und Opferstrukturen ins Blickfeld zu nehmen. Die „Militärgeschichte von unten“ müsse, so Wette, zeigen, „wie der ‚kleine Mann‘ das Militär und den Krieg in der Doppelperspektive des Täters und des Opfers erlebt und erlitten hat“.⁹⁰ Aber ernsthafter berücksichtigt wurde diese Forderung doch erst in den beiden grundlegenden Studien von Klaus Latzel und Martin Humburg Ende der neunziger Jahre.⁹¹ Beide gingen von Micha-

⁸⁸ Ausführlicher Kühne, Vernichtungskrieg I, S. 628 f. und 634 ff. Zwei Beispiele: Schröder, Jahre, S. 318-921; Anatoly Golovchansky u.a. (Hrsg.), „Ich will raus aus diesem Wahnsinn“. Deutsche Briefe von der Ostfront 1941 – 1945. Aus sowjetischen Archiven, Wuppertal/Moskau 1991, hierzu aber die quellenkritischen Anmerkungen von Ute Daniel u. Jürgen Reulecke, ebd. S. 301 ff.

⁸⁹ Theodor Schieder u.a. (Hrsg.), Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. Hrsg. v. Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte. 5 Bde. in 9 Teilen u. 3 Beihefte, Bonn 1953-1961; Erich Maschke (Hrsg.), Zur Geschichte der deutschen Kriegsgefangenen des Zweiten Weltkrieges, 15 Bände in 20 Teilen u. 2 Beihefte, München/Bielefeld 1962-1974; Dokumente deutscher Kriegsschäden. Evakuierte, Kriegssachgeschädigte, Währungsgeschädigte. Die geschichtliche und rechtliche Entwicklung. Hrsg. v. Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, 5 Bände in 8 Teilen und 2 Beihefte, Bonn 1958-1964; vgl. Mathias Beer, Der „Neuanfang“ der Zeitgeschichte nach 1945. Zum Verhältnis von nationalsozialistischer Umsiedlungs- und Vernichtungspolitik und der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa, in: Winfried Schulze/Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt/M. 1999, S. 274-301.

⁹⁰ Wette, Militärgeschichte, S. 24; vgl. auch die Überlegungen bei Manfred Hettling, Täter oder Opfer? Die deutschen Soldaten in Stalingrad, in: AfS 35 (1995), S. 515-531.

⁹¹ Latzel, Soldaten; Humburg, Gesicht.

el Geyers Frage nach der ‚Vergesellschaftung der Gewalt‘ aus und knüpften an Omer Bartovs Untersuchungen zur Barbarisierung der Wehrmacht an.⁹² Beide wurden unter dem Eindruck der Debatten um die Wehrmachtverbrechen und die Wehrmachtausstellung abgeschlossen und publiziert.⁹³

Der Wirbel, den die Wehrmachtausstellung auslöste, resultierte nicht nur aus den Dokumenten, die die Beteiligung der Wehrmacht am Holocaust belegten, sondern auch daraus, daß sie den von der Geschichtswissenschaft, der Erinnerungskultur und dem Militär konsensual reproduzierten Viktimisierungsdiskurs in Frage stellte.⁹⁴ Die Wehrmachtdebatte stand in dieser Hinsicht in enger Beziehung zur Diskussion um Goldhagen einerseits und die Tagebücher Victor Klemperers andererseits. Stets ging es um die Frage nach der individuellen Handlungsfreiheit in einem totalitären System. Die Wehrmachtausstellung stellte diese Frage provokativ mittels der berühmten Fotos, die individualisierend, konkretisierend dokumentierten, daß „normale“ Soldaten und nicht bloß pathologische Randgestalten unter dem verbrecherischen Krieg keineswegs nur litten, sondern Lust daran fanden – oder doch finden konnten. Die Fotos stellten dem Zuschauer also die Frage nach dem Verhältnis von alltäglicher Normalität und kriegerischem Verbrechen, und konkreter nach der Rolle, die Ehemänner, Brüder, Väter und Großväter des Betrachters in dem Krieg gespielt haben, vielleicht auch nach der Rolle, die er selber darin gespielt haben würde: „Kriegsgewalt ist hier nicht das Fremde, sondern erscheint als das Eigene, nicht als das ganz Ferne, sondern als das ganz Nahe.“⁹⁵

Die irritierende, Fragen aufwerfende, nicht beantwortende Botschaft der Fotos der Wehrmachtausstellung wurde freilich durch die Geschichtswissenschaft noch kaum produktiv umgesetzt oder auch nur erkannt. So unvermeidlich der Streit um die ‚Echtheit‘ dieser oder jener Bilder ist, er läuft Gefahr, den Weg zur Nutzung jenes Forschungspotentials zu verstellen. Auch der Versuch, kompakte Botschaften aus ihnen abzuleiten, ist von vornherein

⁹² Vgl. Michael Geyer, Der zur Organisation erhobene Burgfrieden. Heeresrüstung und das Problem des Militarismus in der Weimarer Republik, in: Klaus-Jürgen Müller/Eckhardt Opitz (Hrsg.), Militär und Militarismus in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1978, S. 15-100; ders., Krieg als Gesellschaftspolitik. Anmerkungen zu neueren Arbeiten über das Dritte Reich im Zweiten Weltkrieg, in: AfS 26 (1986), S. 557-601; ders., Das Stigma der Gewalt und das Problem der nationalen Identität in Deutschland, in: Christian Jansen/Lutz Niethammer/Bernd Weisbrod (Hrsg.), Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 1995, S. 673-698; ders., Gewalt und Gewalterfahrung im 20. Jahrhundert. Der Erste Weltkrieg, in: Rolf Spilker/Bernd Ulrich (Hrsg.), Der Tod als Maschinist. Der industrialisierte Krieg 1914-1918, Bramsche 1998, S. 240-257; Geyer, Kriegsgeschichte; Bartov, Hitlers Wehrmacht; ders., The Eastern Front, 1941-1945. German Troops and the Barbarisation of Warfare, Houndmills u.a. 1985.

⁹³ Vgl. Heer/Naumann, Vernichtungskrieg; Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944. Ausstellungskatalog. Hrsg. v. Hamburger Institut für Sozialforschung, Hamburg 1996; Heribert Prantl (Hrsg.), Wehrmachtverbrechen. Eine deutsche Kontroverse, Hamburg 1997; für die weitere Literatur Kühne, Vernichtungskrieg I, S. 649-662.

⁹⁴ Vgl. auch zum Folgenden, Kühne, Viktimisierungsfälle.

⁹⁵ Geyer, Gewalt und Gewalterfahrung, S. 242. Vgl. Sibylle Tönnies, Die scheußliche Lust, in: Prantl, Wehrmachtverbrechen, S. 178-180.

zum Scheitern verurteilt. Thesen wie die von der durchgängigen „Vernichtungsmoral“⁹⁶ der Masse der Wehrmachtsoldaten verfehlen gerade die Komplexität und Widersprüchlichkeit des gesellschaftlichen, psychischen und mentalen Bedingungsgefüges des Handelns von ‚einfachen‘ Soldaten im „Vernichtungskrieg“. Michael Geyer hat zu Recht bemerkt, daß sich mit der „Soldateska in der Art der Theweleitischen Freikorps-Rambos [...] allein das umfassende Phänomen der Entgrenzung kriegerischer Verhaltensformen nicht erklären“ läßt. „Die Wehrmacht war eine Wehrpflichtigenarmee, in der bei aller Stereotypisierung einer kriegerischen Männlichkeit als gemeinsames Substrat alle möglichen Leute unter Waffen standen.“⁹⁷ Das Forschungsproblem einer das Töten im Krieg nicht verschweigenden Militärgeschichte resultiert jedoch nicht nur aus der disparaten personellen Zusammensetzung einer Wehrpflichtarmee, sondern auch aus der disparaten psychischen und moralischen Disposition jedes Individuums.

Skepsis ist daher auch gegenüber allen anderen Versuchen angebracht, die die ‚normale‘ oder entgrenzte kriegerische Gewalt zumal des 20. Jahrhunderts in ein diabolisierendes oder dämonisierendes Interpretationsraster zwingen.⁹⁸ Es mag forschungspolitisch berechtigt sein, dem Viktimisierungsdiskurs der Militärgeschichte als Kontrapunkt eine Geschichte der Lust des Soldaten am Töten gegenüberzustellen und so das berühmte Tucholsky-Verdikt historisch zu illustrieren.⁹⁹ Letztlich tendiert eine solche Geschichte aber nur dazu, die ‚große Erzählung‘ vom Militarismus, also die Geschichte vom „Anderen“ der bürgerlichen Moderne und der Zivilgesellschaft, in einer auf Deutschland und den Nationalsozialismus konzentrierten Variante oder aber in einer vom Sonderwegskonstrukt abstrahierten Form zu radikalisieren. Die kritische Beleuchtung der viktimisierenden Militärgeschichte zielt also nicht auf die Inthronisation ihres Gegenstücks – der diabolisierenden Militärgeschichte. Sie fordert dazu auf, Militärgeschichte im Sinne einer historischen Kultursoziologie organisierter Gewalt zu begreifen, die sich von diskursiven Ballast der symbolischen Ordnung des Militärs ebenso zu befreien hat wie von den Selbststilisierungen einer gewaltfreien Zivilgesellschaft. Sie hat stattdessen das spannungsreiche Bedingungsgefüge und die fließenden Grenzen von ‚Normalität‘ und Gewalt auszumessen.

⁹⁶ Vgl. neben Hannes Heer/Klaus Naumann, Einleitung, in: dies., Vernichtungskrieg, S. 25-36, bes. S. 30 f., Hannes Heer, Bittere Pflicht. Der Rassenkrieg der Wehrmacht und seine Voraussetzungen, in: Walter Manoschek (Hrsg.), Die Wehrmacht im Rassenkrieg. Der Vernichtungskrieg hinter der Front, Wien 1996, S. 116-141, Zitat S. 133 ff.

⁹⁷ Geyer, Stigma, S. 690. Vgl. auch Hans-Ulrich Thamer, Wehrmacht und Vernichtungskrieg. Vom Umgang mit einem schwierigen Kapitel deutscher Geschichte, in: FAZ Nr. 93 v. 22. April 1997, S. 10.

⁹⁸ Vgl. zur Holocaustforschung Christopher R. Browning, Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen, Reinbek 1993, S. 16f.

⁹⁹ Mit vielen, durchaus eindrücklichen Belegen zum Ersten und Zweiten Weltkrieg aus angelsächsischer Perspektive sowie zum Vietnamkrieg tut dies Joanna Bourke, An Intimate History of Killing. Face-to-face Killing in Twentieth-century Britain, London 1999. Vgl. dazu aber die Besprechung von Benjamin Ziemann, in: Mittelweg 38 9 (2000), Heft 1, S. 58 f.

III. Die Pluralität methodischer Ansätze und die Frage nach dem Gegenstand der Militärgeschichte

Mit einiger Vergrößerung läßt sich als eines der Ergebnisse dieses Bandes feststellen, daß die Diskussion der konzeptionellen Prämissen in denjenigen Ansätzen am weitesten vorangeschritten ist, die sich erst relativ spät oder gar erst in jüngster Zeit als eigenständiger Zugang zur Geschichte des Militärs etablieren konnten. Für die methodische Grundlegung einer das Geschehen auf dem Schlachtfeld nicht bloß in den Begriffen der Militärs nachvollziehenden, sondern historisch-kritischen Operationsgeschichtsschreibung fehlen immer noch jegliche Voraussetzungen. Der politikhistorische Zugang verfügt zwar über eine seit geraumer Zeit eingeübte Routine von Forschungspraktiken, läßt aber eine intensive theoretische Reflexion seiner zentralen Begriffe bislang weithin vermissen.¹⁰⁰ Der sozialhistorische Ansatz nimmt hier in gewisser Hinsicht eine Mittelposition ein, während kultur- und geschlechtergeschichtliche Arbeiten von vornherein auf eine konzeptionelle Reformulierung der Militärgeschichte ausgerichtet gewesen sind.

Diese in jüngster Zeit sichtbar gewordene Vielfalt der Perspektiven wirft die Frage auf, ob es inmitten einer Pluralität von zum Teil stark divergierenden Ansätzen noch ein integrierendes Moment der Militärgeschichte, also gewissermaßen eine ‚Zentralperspektive‘ gibt. Neben der Ungewißheit über mögliche Antworten läßt sich bereits die Legitimität der Frage mit guten Gründen bezweifeln, wie gerade von Seiten der Kultur- und Geschlechtergeschichte argumentiert worden ist. Insbesondere letztere stellt das Paradigma der ‚allgemeinen Geschichte‘ und dessen Behauptung einer notwendigen Synthetisierungsaufgabe massiv in Frage, da die damit verbundenen Relevanzzuweisungen immer wieder auf die Privilegierung bestimmter Gegenstandsbereiche – wie vor allem der (männlichen) Politik – als besonders wirkmächtig zurückverweisen. Die Kosten der In- und Exklusion bestimmter Fragestellungen in ein allgemeines Erzählmodell sind demnach sehr viel größer als der damit erzielte Gewinn an definitorischer und wissenschaftsstrategischer Eindeutigkeit.¹⁰¹

Es scheint deshalb weitaus vielversprechender, eine andere Frage zu stellen. Demnach wäre nicht zu fragen: wer oder was hält die Militärgeschichte möglicherweise methodisch zusammen? Vielmehr müßte die Frage lauten: gibt es überhaupt etwas, das sich als ein kohärenter, allen Ansätzen und Strömungen gemeinsamer Gegenstand dieser historischen Teildisziplin bezeichnen läßt? Auf diese Frage gibt es eine ganze Reihe von möglichen Antworten, von denen die wichtigsten auch in diesem Band vertreten werden. Ganz gleich wie die Antwort nun ausfällt, muß sich jede Argumentation dieser Art daraufhin befragen lassen, welche theoretischen Modelle für die angemessene

¹⁰⁰ Vgl. die Beiträge von Bernd Wegner, Jost Dülffer und Thomas Mergel in diesem Band.

¹⁰¹ Karin Hausen, Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte, in: Hans Medick/Anne-Charlott Trepp (Hrsg.), Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven, Göttingen 1998, S. 17-55.

ne Beschreibung der Komplexität des Militärs sie bereit hält. So läßt sich im Anschluß an Rainer Wohlfeil die Militärgeschichte in einem phänomenologischen Sinne zunächst als Geschichte der bewaffneten Macht und ihrer Strukturen und Wirkungen beschreiben, als eine Geschichte, die dabei den Soldaten in den Mittelpunkt stellt. Eine solche Definition gibt aber keine Auskunft darüber, wie diese Wirkungen und Strukturen zu beschreiben sind, und was das Militär auf dieser analytischen Ebene von anderen sozialen Großverbänden wie etwa den Kirchen unterscheidet, in deren Historiographie in den letzten Jahren ebenfalls der Gläubige in das Zentrum der Analyse getreten ist.¹⁰²

Auf diese Anfragen läßt sich mit der klassischen Militärtheorie antworten, die auf den Krieg als *raison d'être* und spezifischen Kern der militärischen Organisation verweist. Militärgeschichte ist demnach die Geschichte der Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung von Kriegen. Dies ist ein im Kern politischer Prozeß, an den sich aber soziale Bedingungen und Folgen anlagern.¹⁰³ Im Hinblick auf die ‚totalen‘ Kriege des späten 19. und des 20. Jahrhunderts läßt sich diese Definition zu einer gesellschaftsgeschichtlichen Perspektive erweitern, in der die umfassenden Auswirkungen des Krieges auf alle Sektoren und Ebenen des sozialen Lebens in den Blickpunkt rücken. Und aus der Perspektive der Forschung zum frühneueuropäischen Europa läßt sich ergänzen, daß auch die Kriege dieser Epoche bereits umfassende soziale Auswirkungen gehabt haben, welche die Analyse des Militärs in und nicht neben der Gesellschaft erfordern.¹⁰⁴

Militärgeschichte als Sozialgeschichte des Krieges zu begreifen, ob mit einem politisch bestimmten Kern oder in gesellschaftsgeschichtlicher Absicht, hat eine Reihe wichtiger Vorzüge. Dazu ist zunächst der Umstand zu rechnen, daß erst im Rahmen dieses Verständnisses eine Reihe von dichotomischen Setzungen überwunden wurden, die das Selbstverständnis und das konzeptionelle Vorgehen älterer militärhistorischer Arbeiten nachhaltig geprägt haben. Dazu zählt etwa die Entgegensetzung von Militär und Gesellschaft, von Männern und Frauen und von Front und ‚Heimat‘, wobei stets der erste Teil des Gegensatzpaares zum Kernbereich der Militärgeschichte gezählt wurde, während der zweite in einem nur äußerlichen Folge- oder Bedingungsverhältnis zum ‚eigentlichen‘ Sujet stand. Erst durch die Überwindung dieser Trennungen ist es möglich geworden, nicht bloß bis dahin marginalisierte Themen in den Vordergrund zu rücken, sondern das Militär in der Systematik des historiographischen Zugriffs von einer randständigen Institution zu einem zentralen Feld sozialer Beziehungen und Wechselwirkungen zu machen. Des weiteren wird in dieser Konzeption die soziale Dynamik und mobilisierende Wirkung der Kriegführung in historischer Langzeitperspektive heuristisch erschließbar. Es lassen sich systematische

¹⁰² Vgl. z.B. Urs Altermatt, Kirchengeschichte im Wandel: Von den kirchlichen Institutionen zum katholischen Alltag, in: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte 87 (1993), S. 9-31.

¹⁰³ Vgl. den Beitrag von Stig Förster in diesem Band.

¹⁰⁴ Vgl. die Beiträge von Bernhard R. Kroener und Roger Chickering in diesem Band.

Kriterien für die zunehmende ‚Totalisierung‘ der Kriegführung diskutieren und für die empirische Analyse fruchtbar machen. Militärsgeschichte kann auf diese Weise einen wesentlichen Beitrag zur Analyse des sozialen Wandels frühneuzeitlicher und moderner Gesellschaften leisten.¹⁰⁵

Es sind aber auch eine Reihe von konzeptionellen Schwierigkeiten erkennbar, die eine Definition der Militärsgeschichte als Geschichte des Krieges oder als Totalgeschichte ‚totaler‘ Kriege nach sich zieht. So ist es beim heutigen Diskussionsstand wohl kaum mehr strittig, daß etwa die beiden Weltkriege erhebliche gesellschaftliche Auswirkungen gehabt haben. Auf ein Bündel von Fragen, das an diese Feststellung anschließt, stehen Antworten jedoch noch weitgehend aus. In welchen sozialen Feldern, so ist etwa zu fragen, sind diese Wirkungen besonders intensiv und folgenreich gewesen? Ist für das Verständnis einer im Kriegszustand befindlichen Gesellschaft die Krise der mit der Reproduktion des sozialen Lebens befaßten Zusammenhänge wie etwa der Familie, der Geschlechterpolitik, der Nahrungsmittelversorgung und –proteste nicht weitaus bedeutsamer als jene der mit der Produktion von Gütern und Destruktionsmitteln befaßten?¹⁰⁶ Verändert sich im Gefolge der ‚totalen Kriege‘ nur die innere Strukturierung gesellschaftlicher Teilbereiche oder Subsysteme, oder nicht auch das Bedingungsgefüge zwischen Handlungsfeldern und sozialen Konfigurationen in der Gesellschaft insgesamt? Denn es ist beispielsweise vielfach festgestellt worden, daß beide Weltkriege die relative Wertigkeit der sozialen Strukturdimension „Generation“ gegenüber derjenigen von „sozialer Klasse“ gravierend erhöht haben.¹⁰⁷ Oder sind wesentliche Kriegsfolgen nicht vielmehr die auf eine anomische Situation gerichteten Befürchtungen und die dadurch ausgelöste ‚moralische Panik‘, die vor allem in den intensiven sexual- und kriminalpolitischen Diskursen zu beobachten ist? Dies ist eine Form sozialen Wandels, die weder auf der Ebene sozialer Handlungsfelder noch auf der so-

¹⁰⁵ Vgl. die Beiträge von Bernhard R. Kroener, Marcus Funck und Stefanie van de Kerkhof in diesem Band; Stig Förster, Das Zeitalter des totalen Kriegs, 1861-1945. Konzeptionelle Überlegungen für einen historischen Strukturvergleich, in: *Mittelweg* 36 8 (1999), Heft 6, S. 12-29; Heinrich Haferkamp, Kriegsfolgen und gesellschaftliche Wandlungsprozesse, in: Knöbl/Schmidt, *Gegenwart des Krieges*, S. 102-124; Bruno Thoß, Militärische Entscheidung und politisch-gesellschaftlicher Umbruch. Das Jahr 1918 in der neueren Weltkriegsforschung, in: Jörg Duppler/Gerhard P. Groß (Hrsg.), *Kriegsende 1918. Ereignis – Wirkung – Nachwirkung*, München 1999, S. 17-37.

¹⁰⁶ Bis heute bedenkenswerte konzeptionelle Überlegungen dieser Art für den Ersten Weltkrieg bereits bei Elisabeth Domansky, *Der Erste Weltkrieg*, in: Lutz Niethammer u.a., *Bürgerliche Gesellschaft in Deutschland. Historische Einblicke, Fragen, Perspektiven*, Frankfurt/M. 1990, S. 285-319, auch wenn man der Radikalisierung dieser Thesen in dies., *Militarization and Reproduction in World War I Germany*, in: Geoff Eley (Hrsg.), *Society, Culture and the State in Germany, 1870-1930*, Ann Arbor 1996, S. 427-463, nicht folgen mag.

¹⁰⁷ Als Einstieg in die umfangreiche Literatur: Elisabeth Domansky, *Politische Dimensionen von Jugendprotest und Generationenkonflikt in der Zwischenkriegszeit in Deutschland*, in: Dieter Dowe (Hrsg.), *Jugendprotest und Generationenkonflikt in Europa im 20. Jahrhundert*, Bonn 1986, S. 113-137; Bernhard R. Kroener, *Generationserfahrungen und Elitenwandel. Strukturveränderungen im deutschen Offizierskorps 1933-1945*, in: Rainer Hudemann/Georges-Henri Soutou (Hrsg.), *Eliten in Deutschland und Frankreich im 19. und 20. Jahrhundert*, Bd. 1, München 1994, S. 219-233.

zialer Gruppen zu lokalisieren ist, sondern die soziale Ordnung selbst von den Rändern her problematisch macht. Dann wäre eine wesentliche Folge der totalen Kriege nicht darin zu sehen, daß sie auf ‚die Gesellschaft‘ einwirken, sondern daß sie die gängigen Konzeptionen und Vorstellungen der ‚Gesellschaft‘ stärker als vorher selbst fragwürdig machen.¹⁰⁸

Darüber hinaus ist in zeitlicher Perspektive zu fragen, ob die Wirkungen eines totalen Krieges auf diesen begrenzt sind oder weitergehenden sozialen Wandel auslösen, verzögern oder beschleunigen? Es ist weiterhin analytisch zu differenzieren, ob dies bereits während des Krieges geschieht oder erst durch veränderte Systemkonstellationen in seinem Gefolge?¹⁰⁹ Schließlich ist im Hinblick auf den sachlichen Kern jeden Krieges zu fragen, ob die in ihm manifest gewordene physische Gewalt Ausnahmecharakter besaß oder ob ihre spezifische Form und die sie begleitenden sozialen Praktiken, ihre Erfahrung oder ihre Symbolisierung sich an längerfristige soziale Prozesse anlagerte und damit selbst ein Bestandteil des sozialen Wandels wurde?¹¹⁰

Die detaillierte Diskussion solcher und weiterer Problemkomplexe wird nur scheinbar dadurch umgangen, daß man in mikrohistorischer Perspektive die innere Kohärenz und Strukturierung eines eng umschriebenen Untersuchungsraumes unterstellt. Denn die Mikrogeschichte untersucht kleine Gegenstände nicht deshalb, weil sie überschaubarer sind, sondern weil sie unterstellt, daß sich soziale Handlungs- und Wirkungslogiken im Kleinen viel präziser beschreiben und analysieren lassen, vor allem aber, weil hier andere Strukturierungen sichtbar werden, die einer makrohistorischen bzw. -soziologischen Betrachtungsweise entgehen.¹¹¹

Eine strittige Frage ist weiterhin, ob eine Militärgeschichte als Kriegsgeschichte nicht das Militär als „dauerhafte gesellschaftliche Veranstaltung“ systematisch unterbelichtet, insbesondere jene mannigfachen sozialen und kulturellen Ausstrahlungen in den Raum der zivilen Gesellschaft hinein.¹¹² Diese sind unter dem Rubrum der Vor- und Nachbereitung von Kriegen allein kaum zu fassen, auch wenn das Militär selbst aus legitimatorischen Zwecken stets auf den drohenden Ernstfall des Krieges verweist. So hat das Militär etwa unzweifelhaft eine zentrale und anhaltende Bedeutung bei der Stabilisie-

¹⁰⁸ Vgl. dazu Frank Kebabedies, *Außer Kontrolle. Jugendkriminalpolitik in der NS-Zeit und in der frühen Nachkriegszeit*, Essen 2000.

¹⁰⁹ Vgl. hierfür die konzisen konzeptionellen Überlegungen und die inhaltliche Umsetzung am englischen Beispiel bei: Michael Prinz, „Explosion der Gesellschaft“? Zum Epochencharakter des Ersten Weltkrieges in der englischen Sozialgeschichte und ihrer Historiographie, in: Mommsen, *Der Große Krieg*. Michael Prinz danken wir dafür, das Manuskript einsehen zu dürfen.

¹¹⁰ Vgl. dazu Benjamin Ziemann, *Das „Fronterlebnis“ des Ersten Weltkrieges – eine sozialhistorische Zäsur? Deutungen und Wirkungen in Deutschland und Frankreich*, in: Mommsen, *Der Große Krieg*.

¹¹¹ Vgl. für diese Differenz: Jürgen Schlumbohm (Hrsg.), *Mikrogeschichte und Makrogeschichte: komplementär oder inkommensurabel?*, Göttingen 1998; Thomas Mergel, *Geschichte und Soziologie*, in: Goertz, *Geschichte*, S. 621-651, hier S. 637 ff.

¹¹² Zitat: Ute Frevert, *Gesellschaft und Militär im 19. und 20. Jahrhundert: Sozial-, kultur- und geschlechtergeschichtliche Annäherungen*, in: dies., *Militär*, S. 7-14, S. 10; vgl. die Beiträge von Anne Lipp und Marcus Funck in diesem Band, sowie weiter unten.

nung der hierarchischen Geschlechterordnung.¹¹³ Schließlich bleibt in den genannten Gegenstandsbestimmungen der Militärsgeschichte ein ganz wesentlicher Sachverhalt des Krieges merkwürdig unscharf oder wird als ‚Grausamkeit‘ rasch auf die Ebene eines moralischen Diskurses gehoben: Krieg ist zunächst der massenhafte, von Menschen an Menschen gemachte Tod.

Aus all diesen Gründen scheint es sinnvoll, die Militärsgeschichte als historische Soziologie organisierter Gewaltverhältnisse zu begreifen und in dieser Richtung die spezifische Bestimmtheit des Militärs im Krieg wie im ‚Frieden‘ herauszuarbeiten.¹¹⁴ Dabei ist stets ein Begriff von ‚Gewalt‘ zu unterstellen, der auf die manifeste, physische Gewaltausübung und damit auf ein ereignishaftes Phänomen eingegrenzt ist. Im Begriff der ‚strukturellen Gewalt‘ die Ubiquität dieses Phänomens zu unterstellen, ist hingegen in den letzten Jahren mit guten Gründen als analytisch unscharf kritisiert worden. Dies gilt gerade auch dann, wenn man die besondere Legitimationsproblematik der physischen Gewalt bedenkt.¹¹⁵ In diesem Sinne sollen hier in knapper Form eine Reihe von Besonderheiten benannt werden, die die militärische Gewaltorganisation kennzeichnen und in dieser Perspektive zu verfolgen sind.

Seine spezifische Gewaltbefugnis bildet den Dreh- und Angelpunkt einer Geschichte des Militärs im Frieden. Dem mag sogleich das Faktum der ebenfalls vorhandenen Gewaltbefugnis der Polizei entgegengestellt werden. Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß die Geschichte der organisatorischen Ausdifferenzierung des modernen Polizeiapparates im Zuge der Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols, d.h. die Verpolizeilichung sozialer Konflikte, in historischer Langzeitperspektive ein mühseliger und mit vielen Rückschlägen behafteter Prozeß gewesen ist. In England und Deutschland ist es erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts gelungen, die Polizei formal soweit zu stabilisieren, daß sie das Militär aus der Kontrolle innergesellschaftlicher Konflikte wie Streiks und Massendemonstrationen verdrängen konnte.¹¹⁶ Dies war allerdings ein reversibler Prozeß, wie etwa die vielfältigen polizeilichen Kompetenzen des Militärs im Rahmen des Belagerungszustandes 1914-1918 und die intensive Aktivität der Reichswehr in der hyperinflationären Krise und den Aufstandsversuchen während der frühen Weimarer Republik eindringlich belegen.¹¹⁷ Die Geschichte der polizeilichen Gewaltbefugnis ist also ohne die analytische Berücksichtigung ihrer symbo-

¹¹³ Vgl. den Beitrag von Christa Hämmerle in diesem Band.

¹¹⁴ Vgl. die in Anm. 77 und 92 genannten Arbeiten von Michael Geyer.

¹¹⁵ Dirk Schumann, Gewalt als Grenzüberschreitung. Überlegungen zur Sozialgeschichte der Gewalt im 19. und 20. Jahrhundert, in: AfS 37 (1997), S. 366-386, hier S. 373-375; Bedrich Loewenstein, Problemfelder der Moderne. Elemente politischer Kultur, Darmstadt 1990, S. 6 ff.

¹¹⁶ Vgl. Ralph Jessen, Polizei im Industrieviertel. Modernisierung und Herrschaftspraxis im westfälischen Ruhrgebiet 1848-1914, Göttingen 1991; Wolfgang Knöbl, Polizei und Herrschaft im Modernisierungsprozeß. Staatsbildung und innere Sicherheit in Preußen, England und Amerika 1700-1914, Frankfurt/M. New York 1998.

¹¹⁷ Vgl. Wilhelm Deist (Bearb.), Militär und Innenpolitik im Weltkrieg 1914-1918, 2 Teile, Düsseldorf 1970; Heinz Hürten, Reichswehr und Ausnahmezustand. Ein Beitrag zur Verfassungsproblematik der Weimarer Republik in ihrem ersten Jahrzehnt, Opladen 1977.

lich und funktional stets gegenwärtigen militärischen Alternative gar nicht angemessen zu fassen.¹¹⁸

Die Militärgeschichte hat im Zusammenhang der Gewaltbefugnis des Militärs vor allem die damit verbundenen Legitimations- bzw. Camouffierungsstrategien und -diskurse zu analysieren und die implizite und explizite Gewaltdrohung als einen Pol des Verhältnisses zur „zivilen“ Gesellschaft zu begreifen. Die Politikgeschichte des Militärs etwa sollte sich nicht auf den Nachvollzug der organisationsinternen Generierung militärischer Bedrohungsszenarien und deren Implementierung in das politische System und die innere Struktur des Militärs beschränken. Die Analyse militärisch-politischer Ordnungskonzepte muß vielmehr bereits bei den vorgängigen semantischen Strategien ansetzen, mit deren Hilfe die für einen Staat zentralen Bedrohungsformen und seine dafür angemessenen Strukturen so kategorisiert werden, daß nur noch militärische ‚Mittel‘ eine hinreichende Bearbeitung und Lösung dieser Aufgaben zu versprechen scheinen.¹¹⁹ Dabei geht es nicht darum, zentrale Begriffe wie „Sicherheit“ oder „Verteidigung“, die zur Konturierung dieses Handlungsfeldes dienen, als platte ‚Lügen‘ interessierter Akteure abzutun.¹²⁰ Vielmehr müssen die kulturellen Hinter- und Entstehungsgründe derjenigen Ordnungsmodelle erhellt werden, aus denen die jeweilige inhaltliche Füllung dieser Begriffe ihre Legitimation bezieht und eine Gewaltbefugnis erst abgeleitet werden kann. So ist ohne die Tradition der ‚geistigen Landesverteidigung‘ und die Umpolung des Bedrohungsszenarios auf eine kommunistische Aggression nach 1945 die andauernde Bedeutung der Milizarmee für das ‚wehrhafte‘ staatliche Selbstverständnis in der Schweiz nicht zu verstehen – ein Militarisierungsprozeß, vor dessen Folie bereits die Forderung nach Institutionalisierung der Friedensforschung als „Defaitismus und Landesverrat“ ausgelegt werden konnte.¹²¹

Die Militärgeschichte wird ferner die systematische Zurichtung der Soldaten und Offiziere zur potentiellen Enthemmung des kulturellen Tötungsverbotens als einen zentralen Bestandteil der inneren Organisations- und Herrschaftsbildung des Militärs verstehen wollen und deren Formen, Begründungszusammenhänge und Praktiken, die erzielten Erfolge und die erkennbaren Widerstände zu beschreiben versuchen.¹²² Dabei sollte sehr viel

¹¹⁸ In historischer Perspektive reicht es deshalb wohl kaum aus, nur in Bürgerkrieg und Militärdiktatur die Funktionstrennung beider Organisationen aufgehoben zu sehen: M. Rainer Lepsius, *Militärwesen und zivile Gesellschaft*, in: Frevert, *Militär*, S. 359-370, hier S. 360.

¹¹⁹ Vgl. Jakob Tanner, *Militär und Gesellschaft in der Schweiz nach 1945*, in: Frevert, *Militär*, S. 314-341, bes. S. 322.

¹²⁰ So plakativ bereits im Titel: Lothar Wieland, *Die Verteidigungslüge. Pazifisten in der deutschen Sozialdemokratie 1914-1918*, Bremen 1998.

¹²¹ Zitat: Tanner, *Militär*, S. 322; zum Kontext: Josef Mooser, *Die „Geistige Landesverteidigung“ in den 1930er Jahren. Profile und Kontexte eines vielschichtigen Phänomens der schweizerischen politischen Kultur in der Zwischenkriegszeit*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 47 (1997), S. 685-708.

¹²² Heinrich von Stietencron, *Töten im Krieg: Grundlagen und Entwicklungen*, in: ders./Jörg Rüpke (Hrsg.), *Töten im Krieg*, Freiburg. München 1995, S. 17-56; Chaim F. Shatan, *Zivile und militärische Realitätswahrnehmung. Über die Folgen einer Absurdität*, in: *Psyche* 35 (1981), S. 557-572.

stärker als bisher analytisch berücksichtigt werden, daß das Militär nicht nur Zwänge auf Individuen und Gruppen ausübt und diese mit Gewalt durchzusetzen vermag, sondern daß es zugleich auch ein Modell gelingender Vergesellschaftung darstellt. Die sozialharmonischen Ideale der Kameradschaft oder der paternalistischen Fürsorge des Offiziers für ‚seine‘ Truppe sind wichtige Beispiele für solche Angebote, die als kulturelles Konstrukt und als symbolische Praxis eine hohe Attraktivität für die der Verfügung des Militärs unterstellten Personen entfalten konnten.¹²³ Innerhalb des Militärs existierten demnach Sektoren und Praktiken der Zurichtung stets neben solchen der Geborgenheit und Freiräumen für – sowohl friedliche als auch gewaltsame – Exzesse. Erst die spezifische Verbindung beider Muster prägte den Charakter der militärischen Gewaltorganisation. Demnach ist es auch fraglich, ob für die Analyse des Militärs das am Beispiel des Gefängnisses und der psychiatrischen Anstalten entwickelte Konzept der ‚totalen Institution‘ wirklich trägt. Denn in diesen Anstalten war das Ausmaß an Entmündigung und physischer Kontrolle noch weitaus höher, und Freiräume und positive Integrationsmuster fehlten völlig.¹²⁴

Allerdings trifft es zu, daß die Armee, und insbesondere die kasernierte Wehrpflichtarmee des späten 19. und 20. Jahrhunderts, einen Organisationstyp darstellt, der in der bindenden Kraft seiner Strukturen und in seiner Ausstrahlung in den gesellschaftlichen Raum einzigartig ist. Diese Feststellung verdeutlicht, daß die Militärsgeschichte als historische Soziologie organisierter Gewaltverhältnisse weit davon entfernt ist, sich in eine raunende Beschwörung der ubiquitären Gegenwart von Gewalt in modernen Gesellschaften aufzulösen. Sie setzt vielmehr stets die funktionale und symbolische Zuordnung von bestimmten Gewaltformen zu den Organisationsmustern des Militärs voraus. Vom sprichwörtlichen „Grubenmilitarismus“ der Steiger des Ruhrbergbaus im 19. Jahrhundert über den militärischen Habitus der öffentlichen Selbstdarstellung auf den Katholikentagen des Kaiserreichs bis zu den Konzeptionen der gewerblichen Lehrlingsbildung reicht die lange Liste der Handlungsfelder in der zivilen Gesellschaft, die an im Rahmen des Militärs entwickelte Organisationsmuster oder –vorstellungen anknüpften.¹²⁵

¹²³ Thomas Kühne, Kameradschaft – „das Beste im Leben des Mannes.“ Die deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges in erfahrungs- und geschlechtergeschichtlicher Perspektive: GG 22 (1996), S. 504-529; Joanna Bourke, Dismembering the Male: Men's Bodies, Britain & the Great War, Chicago. London 1996, S. 123-170.

¹²⁴ Vgl. zu dieser Konzeption Erving Goffman, Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen, Frankfurt/M. 1973, S. 13 ff.; Hubert Treiber, Wie man Soldaten macht. Sozialisation in „kasernierter Vergesellschaftung“, Düsseldorf 1973; Roghmann/Ziegler, Militärsoziologie, S. 170 ff.; zur Psychiatrie vgl. z.B. Dirk Blasius, „Einfache Seelenstörung“. Geschichte der deutschen Psychiatrie 1800-1945, Frankfurt/M. 1994.

¹²⁵ Vgl. Klaus Tenfelde, Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert, Bonn 1981 (2. Aufl.), S. 278 f.; Josef Mooser, Volk, Arbeiter und Bürger in der katholischen Öffentlichkeit des Kaiserreichs. Zur Sozial- und Funktionsgeschichte der deutschen Katholikentage 1871-1913, in: Hans-Jürgen Puhle (Hrsg.), Bürger in der Gesellschaft der Neuzeit. Wirtschaft-Politik-Kultur, Göttingen 1991, S. 259-273; Vgl. die Aufzählung bei Ekkehart Krippendorff, Friedensforschung als Entmilitarisierungsforschung, in: Wette, Militarismus, S. 313-324, hier S. 320.

Es ist wohl vor allem die große Geschlossenheit nach außen bei zugleich vielfältigen Möglichkeiten der Differenzierung nach innen gewesen, die das militärische Modell so attraktiv nicht nur für jeglichen Versuch autoritärer Bevormundung und Kontrolle, sondern auch für die innere Strukturbildung und Formierung sich als progressiv verstehender sozialer Bewegungen gemacht hat. Davon zeugt nicht zuletzt die Tatsache, daß ein an solcher Geschlossenheit orientiertes Verständnis sozialer Beziehungen vielfach auch bei den organisierten Pazifisten anzutreffen war, die eigentlich auf eine Delegation der Gewaltbefugnis des Militärs zielten.¹²⁶

Die Geschichte des modernen Militärs im ‚Frieden‘ sollte andererseits die spezifische Gewaltlegitimation der Militärangehörigen als den Kern des Strebens von Zivilisten begreifen, die Aneignung militärischer Organisationsprinzipien als Mittel zur Erlangung politischer Partizipation zu verwenden. Die hier zu entfaltende Analyse der zivilen Projektionen, Zuschreibungen und Aneignungsmuster im Hinblick auf militärische Normen und Organisationsmuster bezeichnet den zweiten Pol des Verhältnis von Militär und ziviler Gesellschaft. Dies ist ein Bereich der Militärgeschichte, der methodisch wie kaum ein anderer einen vergleichenden Zugriff erfordert, da die symbolische und politische Form der militärischen Gewaltbefugnis in der Moderne eng an die spezifischen Entwicklungspfade der Nationalstaaten gekoppelt ist.¹²⁷ An dieser Stelle finden allerdings nur einige Bemerkungen zur deutschen Entwicklung Platz, die darauf hinweisen sollen, daß kaum etwas abwegiger ist, als die unterschiedlichen Begründungskontexte dieser Aneignungsformen in die Kontinuitätsbehauptung eines deutschen ‚Sonderweges‘ einzustellen.

Die Forderung nach der Bewaffnung von Bürgerwehren stand seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Revolution von 1848 im Kontext der Versuche bürgerlicher Schichten, gegen den spätabolutistischen und konstitutionellen Fürstenstaat politische Selbstbestimmung zu erlangen.¹²⁸ Das Scheitern dieser Bemühungen sowie der Ausbau und die Neustrukturierung der Armee als der einzigen bewaffneten Macht machten diese in der durch scharfe Klassenspannungen geprägten Gesellschaft des deutschen Kaiserreichs zum Vehikel der Bemühungen von Unterschichtangehörigen um Selbstbehauptung. Die allgemeine Wehrpflicht stellte ihnen eine Sprache zur Verfügung, in der sich soziale Anerkennung einfordern ließ, eine Sprache, die vermutlich allerdings stets nur ein Mittel blieb und – anders als etwa bei dem manichäischen Weltbild der bürgerlichen Militaristen etwa des Deutschen Wehrvereins – nicht zum ideologischen Selbstzweck wurde.¹²⁹ Auch für das

¹²⁶ Viele Beispiele dazu etwa in Wette, Pazifistische Offiziere.

¹²⁷ Vgl. die Beiträge von Marcus Funck und Anne Lipp in diesem Band. Empirisch umgesetzt bei Vogel, Nation in Waffen; Frevert, Militär, Teil I.

¹²⁸ Ralf Pröve, Politische Partizipation und soziale Ordnung. Das Konzept der ‚Volksbewaffnung‘ und die Funktion der Bürgerwehren 1848/49, in: Wolfgang Hardtwig (Hrsg.), Revolution in Deutschland und Europa 1848/49, Göttingen 1998, S. 109-132; Sabrina Müller, Soldaten in der deutschen Revolution von 1848/49, Paderborn 1999 (Krieg in der Geschichte, Bd. 3).

¹²⁹ Vgl. Friedeburg, Handwerker und Tagelöhner; Vogel, Nation in Waffen, bes. Kap. V. Eine systematische Analyse dieses Aspekts steht noch aus.

Verlangen nach politischer Partizipation und die Forderung nach staatsbürgerlicher Gleichheit gerade im Blick auf das Wahlrecht war die Verbindung mit Diskurs und Praxis der allgemeinen Wehrpflicht – nicht nur im Kaiserreich – von besonderer Bedeutung.¹³⁰

Die Gewaltkultur der paramilitärischen Verbände in der Weimarer Republik und die daraus erwachsende faschistische Massenmobilisierung knüpfte an dieses Muster nicht etwa an. Vielmehr bündelten diese das angesichts der nachhaltigen Kriegstraumata bestehende soziale Interesse an Selbstbestätigung und schmolzen es in eine pseudoreligiöse Inszenierung ein. Diese entrückte den in einem monumentalen Totenkult als selbstloses Opfer überhöhten und heroisierten Massentod von den Menschen und beschwor ihn zugleich als verbindliches Handlungsmodell künftiger kriegerischer Mobilisierung.¹³¹ Eine wichtige Differenz zum sogenannten ‚Gesinnungsmilitarismus‘ der Wilhelminer bestand auch darin, daß sich zwischen gewaltverherrlichender Ideologie und sozialer Praxis der ‚militaristischen‘ Verbände nun nicht mehr eine tiefe Kluft auftat, sondern die Phantasmagorien des ‚stählernen‘ Mannes ein integraler Bestandteil der Gruppenkultur und ihrer sozialen Handlungsvollzüge wurden.¹³² Für das Verständnis all dieser Zusammenhänge ist die Einsicht entscheidend, daß das Militär hier nicht als Subjekt der Militarisierung agierte, sondern aufgrund seiner spezifischen Gewaltbefugnis zum Gegenstand von politischen Zuschreibungen und zum Mittel von Statuserwartungen wurde.

Eine als historische Soziologie organisierter Gewaltverhältnisse verstandene Militärsgeschichte wird weiterhin im Hinblick auf die Kriegssituation die Gewaltpraktiken als Kern militärischen Handelns beschreiben und analysieren. Sie erschöpft sich nicht in einer abstrakten und unhistorisch-generalisierenden Ursachenforschung, die allein auf Tätertypen, Ideologien oder strukturelle Bedingungen abhebt. Dies gilt sowohl im Hinblick auf die Eskalationsformen als auch für die Verweigerungsformen der Gewalt. Gerade die historiographische Beschreibung der sich dem Töten entziehenden Deserteure, Selbstverstümmler und Meuterer hat erst teilweise die methodischen Begrenzungen abgestreift, die aus den teilweise heftigen politischen Debatten um deren angemessene moralische Bewertung folgten. Denn diese Kontroversen waren stets auf eine im Negativen oder Positiven als exzeptio-

¹³⁰ Vgl. den Beitrag von Anne Lipp in diesem Band; Ute Frevert, Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit, in: Kühne, Männergeschichte, S. 69-87; Manfred Berg, Soldaten und Bürger: Zum Zusammenhang von Krieg und Wahlrecht in der amerikanischen Geschichte, in: Knöbl/Schmidt, Gegenwart des Krieges, S. 147-173.

¹³¹ Vgl. Sabine Behrenbeck, Der Kult um die toten Helden. Nationalsozialistische Mythen, Riten und Symbole 1923 bis 1945, Vierow 1996; Benjamin Ziemann, Die Eskalation des Tötens in zwei Weltkriegen, in: Richard van Dülmen (Hrsg.), Die Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500-2000, Wien/Köln/Weimar 1998, S. 411-429; Latzel, Soldaten, S. 313 hält den Begriff ‚Militarismus‘ im Hinblick auf die Zwischenkriegszeit deshalb analytisch für ungenügend.

¹³² Sven Reichardt, Faschistische Kampfbünde in Italien und Deutschland. Ein Vergleich der Ursachen, Formen und Funktionen politischer Gewalt in der Aufstiegsphase faschistischer Bewegungen, phil. Diss. FU Berlin 2000.

nell unterstellte Person fokussiert. Deren vornehmlich durch die sozialen und praktischen Bedingungen der Fahnenflucht und die Arbeit der Militärrichter an der Konstruktion von Kriminalität bestimmten Handlungskontexte ließ man dabei weitgehend außer acht.¹³³ Allgemein sollte versucht werden, über eine differenzierte Beschreibung des Gewalthandelns zu den impliziten und expliziten Regeln vorzustoßen, denen es folgte. In diesem Zusammenhang sind sowohl Regeln der Gewalteskalation als auch solche der Gewaltbegrenzung zu identifizieren, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil beide funktional miteinander verbunden sind.¹³⁴

An diesem Punkt ist erkennbar, welche Herausforderungen dieses methodische Verständnis für einige militärgeschichtliche Ansätze beinhaltet. So wird die überfällige Neuorientierung bzw. Neubegründung der Operationsgeschichte auch davon abhängen, daß sie ihr Erkenntnisinteresse nicht nur auf die politisch-herrschaftliche Dimension operativen Handelns, sondern gerade auch auf das darin enthaltene Maß an Gewaltbereitschaft und dessen Beziehung zu den professionellen Selbstbildern und den Handlungen der militärischen Elite richtet.¹³⁵ Weiterhin wird die Militärgeschichte sehr viel intensiver als bisher die normsetzende Kraft der Technik im Hinblick auf das Gewalthandeln berücksichtigen müssen und das damit einhergehende ‚prometheische Gefälle‘ (Günther Anders), also die Veränderung der moralischen Wahrnehmung durch technische Mittel.¹³⁶

Im Zusammenhang mit der Analyse der Gewaltpraktiken könnte eine Typologie von historisch vorfindlichen Gewaltmustern entwickelt werden, die ihr Augenmerk auf die spezifische Verknüpfung der Gewaltproduktion mit den für deren Reproduktion nötigen sozialen, kulturellen und ökonomischen Mobilisierungs- und Legitimierungsanstrengungen richtet. Dabei wären vor allem diejenigen sozialen Differenzierungsmuster und Konfigurationen zu beachten, in denen solche Reproduktionsprozesse stattfinden.¹³⁷ Schließlich sollte die Militärgeschichte neben der Praxis und der Reproduktion militärischen Gewalthandelns auch die symbolische Repräsentation und Verdichtung sowie die kulturelle Codierung von Militär und Gewalt als ein eigenständiges Feld sozialer Selbstverständigung analytisch im Blick behal-

¹³³ Vgl. jetzt aber die methodisch innovative Studie von Christoph Jahr; *Gewöhnliche Soldaten. Desertion und Deserteure im deutschen und britischen Heer 1914–1918*, Göttingen 1998; zur Kritik der älteren Forschung: Ziemann, *Fluchten*.

¹³⁴ In dieser Hinsicht immer noch vorbildlich: Ashworth, *Warfare*; aus soziologischer Perspektive das im historischen Detail umstrittene, methodisch allerdings wegweisende Buch von Sofsky, *Ordnung des Terrors*; ders., *Zivilisation, Ordnung, Gewalt*, in: *Mittelweg* 36 3 (1994), Heft 1, S. 57–67; vgl. auch Alf Lüdtke, *Thesen zur Wiederholbarkeit. „Normalität“ und Massenhaftigkeit von Tötungsgewalt im 20. Jahrhundert*, in: Rolf-Peter Sieferle/Helga Breuninger (Hrsg.), *Kulturen der Gewalt. Ritualisierung und Symbolisierung von Gewalt in der Geschichte*, Frankfurt/M. New York 1998, S. 280–289.

¹³⁵ Vgl. den Hinweis bei Christian Gerlach, *Verbrechen deutscher Fronttruppen in Weißrußland 1941–1944. Eine Annäherung*, in: Karl-Heinrich Pohl (Hrsg.), *Wehrmacht und Vernichtungspolitik. Militär im nationalsozialistischen System*, Göttingen 1999, S. 89–114, hier S. 107.

¹³⁶ Vgl. den Beitrag von Stefan Kaufmann in diesem Band.

¹³⁷ Vgl. den Beitrag von Marcus Funck in diesem Band.

ten.¹³⁸ Dabei ist zu bedenken, daß Gewaltvorstellungen „besonders obsessiv und durchdringend“ sind und die Entgrenzung der Gewalt vorantreiben können.¹³⁹ Die Geschichte der Imaginationen militärisch organisierter Gewalt bedarf deshalb besonderer Aufmerksamkeit. Allerdings dürfen die in den letzten Jahren intensiv untersuchten kulturellen Symbolisierungsformen der Gewalt konzeptionell gegenüber den Bedingungen ihrer sozialen Reproduktion nicht völlig verselbständigt werden, auch wenn dies aus forschungspragmatischen Gründen zunächst sogar unabweislich erscheinen mag.

Diese Tendenz ist etwa in den Forschungen zum Zweiten Weltkrieg deutlich erkennbar, in denen die Analyse symbolischer Formen zum Teil unverbunden neben Darstellungen zur zivilen und militärischen Sozialstruktur steht. Zu den wichtigen Ausnahmen gehört Omer Bartovs Studie über die Wehrmacht. Denn diese versucht gerade, einen analytischen Zusammenhang zwischen der ‚Entmodernisierung‘ der Lebensverhältnisse und der Zerstörung der Primärgruppen an der Ostfront und der Empfänglichkeit der Soldaten für bestimmte Deutungsmuster der Wehrmachts- und NS-Propaganda herzustellen.¹⁴⁰ Es ist, um ein weiteres Beispiel zu geben, gewiß zutreffend, die permanente Beschwörung des Heimwehs nach der Ehefrau und der Familie in den Feldpostbriefen vieler Soldaten beider Weltkriege als eine subjektive Identitätskonstruktion zu analysieren, die ein harmonisches Ideal und Gegenbild zu der als übermächtig gedeuteten Welt des Schützengrabenkrieges beschwören sollte.¹⁴¹ Eine solche Interpretation bleibt bei aller inhaltlichen Differenzierung aber unvollständig, solange die semantische Analyse der Feldpostbriefe nicht mit den sozialen Kontexten vermittelt wird, in die die Soldaten an der Front und möglicherweise eben auch in der Heimat eingebunden waren. Dabei ist dann zu berücksichtigen, daß bäuerliche Soldaten in beiden Kriegen aufgrund ihrer Bevorzugung beim Heimaturlaub und anderer Umstände eine besondere Chance besaßen, diese Konstruktion periodisch zu beglaubigen und das damit verbundene lebensgeschichtliche Identitätskonstrukt auf diese Weise fortzuschreiben. Spätestens nach der Heimkehr der Soldaten sind die Differenzen zwischen der ‚Heimat‘ als einer nur subjektiv konstruierten und als einer auch immer wieder sozial reproduzierten Chiffre für eine Normalität abseits des Krieges gerade in ihren prak-

¹³⁸ Vgl. in dieser Hinsicht die anregenden Fallstudien und konzeptionellen Ansätze in: Markus Meumann/Dirk Niefanger (Hrsg.), *Ein Schauplatz herber Angst. Wahrnehmung und Darstellung von Gewalt im 17. Jahrhundert*, Göttingen 1997; Omer Bartov, *Murder in Our Midst: The Holocaust, Industrial Killing, and Representation*, New York. Oxford 1996; umfassende, interdisziplinäre Analyse und Dokumentation zum 19. und 20. Jahrhundert in: Thomas F. Schneider (Hrsg.), *Kriegserlebnis und Legendenbildung. Das Bild des ‚modernen‘ Krieges in Literatur, Theater, Photographie und Film*, 3 Bde., Osnabrück 1999. Vgl. die Projekte des Graduiertenkollegs „Codierung der Gewalt im medialen Wandel“: www2.rz.hu-berlin.de/inside/literatur/projekte/gewdar.htm.

¹³⁹ Popitz, *Phänomene*, S. 77.

¹⁴⁰ Bartov, *Hitlers Wehrmacht*; für die bezeichnete Tendenz vgl. den Forschungsüberblick in Kühne, *Vernichtungskrieg, I und II*, dort aber in Teil I, S. 626 f. auch eine kritische Diskussion der Stichhaltigkeit von Bartovs Thesen.

¹⁴¹ Vgl. Humburg, *Gesicht*, bes. S. 208 ff.; Latzel, *Soldaten*, S. 131, 328 ff.

tischen, handlungsleitenden Konsequenzen deutlich geworden. Dies zeigte sich nicht zuletzt in einer unterschiedlichen Gewaltbereitschaft in der zivilen Gesellschaft, wo es zwischen den spätestens bei der Heimkehr ihre ‚Entfremdung‘ spürenden jugendlichen Soldaten und Frontoffizieren aus bürgerlichen Schichten und den Landwirten erhebliche Unterschiede gab.¹⁴²

Durch die systematische Entfaltung der hier skizzierten methodischen Perspektiven läßt sich vielleicht eine Militärgeschichte entwickeln, die im Zuge der konzeptionellen ‚Anstrengung des Begriffs‘ auf diesen Ebenen zur moralisch-politischen Delegitimation, zur symbolischen Dechiffrierung und zur Dekonstruktion derjenigen sozialen und ökonomischen Zusammenhänge beitragen kann, in denen militärische Gewaltorganisation getragen und reproduziert wird.¹⁴³ Zu einer solchen Militärgeschichte können alle der in diesem Band vertretenen Ansätze gleichermaßen beitragen. Es scheint dabei vor allem nötig zu sein, das Militär methodisch in seinen verschiedenen Aspekten und Erscheinungsformen nicht als einen gegebenen Gegenstand zu unterstellen, der in einer bestimmten, analytisch faßbaren Form eben einfach vorfindbar war. Stattdessen kommt es darauf an, stets diejenigen Prozesse im Blick zu behalten, die überhaupt erst dafür sorgten, daß das Militär in einer bestimmten Faktizität seiner Strukturen und Legitimität seiner Handlungen und Kompetenzen bestehen konnte. Bisher sind auf diesem Weg, vornehmlich die das Militär konstruierenden und damit konstituierenden Zusammenhänge zu untersuchen, die geschlechter-, kultur- und technikhistorischen Ansätze am weitesten vorangeschritten. Auf diese Weise könnte zukünftig vielleicht eine Militärgeschichte entstehen, die einen Beitrag zur historischen Friedensforschung leistet – was in vielerlei Hinsicht sehr viel wichtiger als die Frage der disziplinären Anerkennung der Militärgeschichte innerhalb der Geschichtswissenschaft ist. Dieses Ziel sollte aber nicht durch eine wohlfeile Beschwörung antimilitaristischer und friedenspolitischer Werte bereits als abgegolten verstanden werden, sondern vielmehr als Aufforderung, sich nachhaltig um ein Verständnis der Komplexität des Gegenstandes ‚Militär‘ zu bemühen.

¹⁴² Vgl. Benjamin Ziemann, *Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914-1923*, Essen 1997, S. 84 ff., 372 ff.

¹⁴³ Vgl. Popitz, *Phänomene*, S. 68-106.